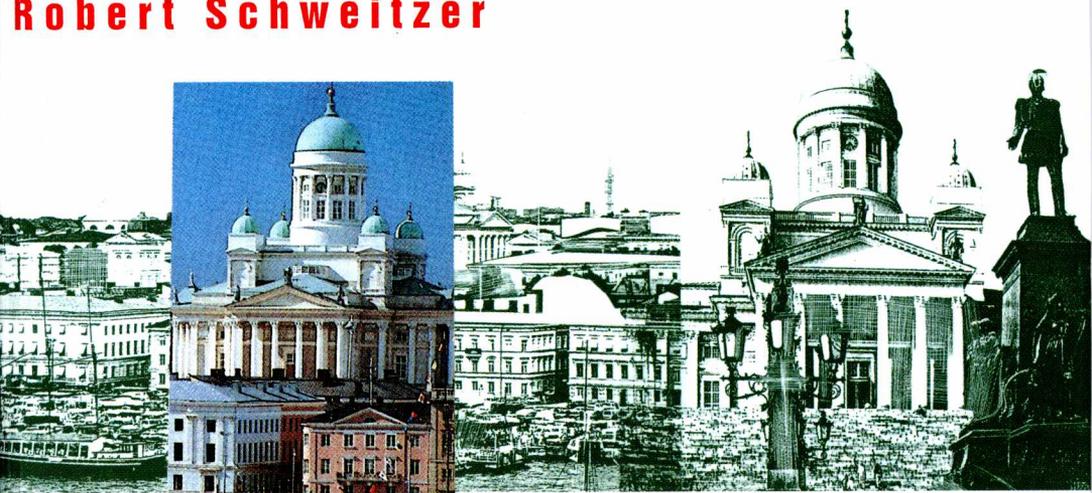


Robert Schweitzer



Deutscher aus Rußland und finnischer Europäer

**Theodor Aue:
Familie - Leben - Vermächtnis**



Robert Schweitzer

DEUTSCHER AUS RUSSLAND UND FINNISCHER EUROPÄER

THEODOR AUE

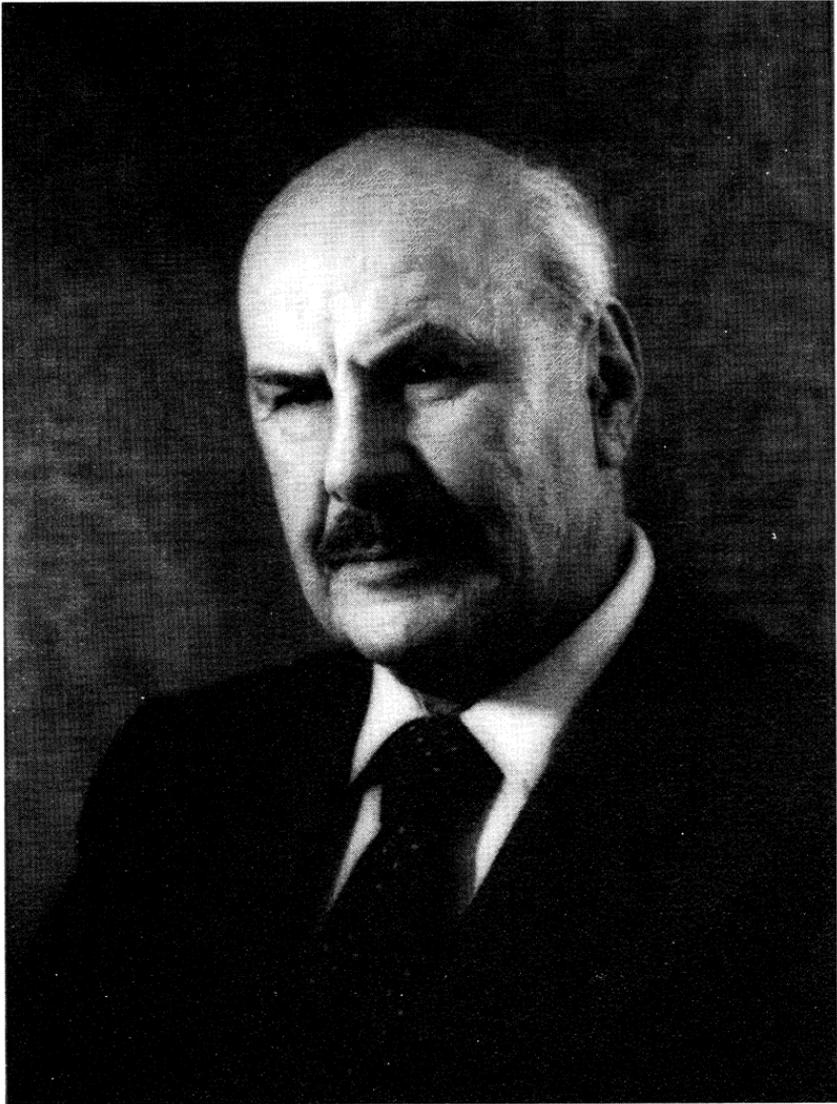


Abb. 1. Theodor Aue in seinem letzten Lebensjahr (1991)

Robert Schweitzer

DEUTSCHER AUS RUSSLAND
UND
FINNISCHER EUROPÄER

THEODOR AUE

Familie
Leben
Vermächtnis

Helsinki 2000

Aue-Säätiön julkaisuja; 10
Skifter utgivna av Aue-Stiftelsen; 10
Veröffentlichungen der Aue-Stiftung; 10

Gestaltung der Titelseite: Jürgen Aue
(Collage aus Ansichten der Städte (v.u.)
Grünberg/Schlesien, Moskau, Samarkand und Helsinki)

© 2000: Aue-Stiftung Helsinki und Robert Schweitzer

Alle Abbildungen aus dem Archiv der Aue-Stiftung
sowie aus Privatbesitz der Nachkommen von Max und
Margarethe Aue.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des
deutschen Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung der Aue-
Stiftung und des Autors unzulässig und strafbar. Das gilt insbe-
sondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen. Ausdrücklich ist das Recht der
Übersetzung sowie Bearbeitung für Rundfunksendungen oder
szenische Präsentation vorbehalten.

Aue-Säätiö
Munkkiniemen puistotie 18 B 47, FIN-00330 Helsinki
(www.aue.pp.fi) / <all@ae.pp.fi>

ISSN: 1237-7422

Inhalt

Zum Geleit <i>Von Pastor Fritz-Gert Mayer</i>	7
Vorwort	9
Einführung: Die städtischen Deutschen in Rußland und im europäischen Nordosten	11

*

Die Familie Aue in Rußland bis zur Revolution von 1917

Kapitel 1	Wilhelm Aues Auswanderung und seine Familie in Rußland	17
Kapitel 2	Max und Margarethe Aue in Kokand	25
Kapitel 3	Margarethe Aues Vorfahren: die Familie (von) Rascha	33

Nach Krieg und Revolution in Rußland: Rückwandern oder bleiben?

Kapitel 4	Schweden oder Deutschland? Die Schwestern Aue in Stockholm	41
Kapitel 5	Aues als Rückwanderer in die Schweiz	50
Kapitel 6	Die in Rußland verbliebenen Aues und ihre Verwandten	56

Der finnische Zweig der Aues: Max und Margarethe

Kapitel 7	Max Aues „Repatriierung“ nach Estland	67
-----------	---	----

Kapitel 8	Neuanfang in Finnland	73
Kapitel 9	Konsolidierung, Einsatz und Anerkennung	80

Theodor und Ulla Aue

Kapitel 10	Jugend in der Zwischenkriegszeit bis 1939	89
Kapitel 11	Kriegsjahre und Aufstieg im Nachkriegs- finnland	97
Kapitel 12	Gesellschaftliches Engagement und politisches Denken	107

Die europäischen Aues an der Jahrtausendwende

Kapitel 13	Wieder nach Schweden: Alexander und Vieno Aue	117
Kapitel 14	Die Verwandten in Rußland nach Stalinismus und Perestroika	124
Kapitel 15	Aues und ihre Verwandten in der Schweiz	134

*

Schlußbetrachtungen zum Weg einer europäischen Familie	140
---	-----

Anhang: Die Aue-Stiftung nach dem ersten Jahrzehnt ihres öffentlichen Wirkens <i>Von Waltraud Bastman-Bühner</i>	145
--	-----

Genealogische Übersicht, Quellenhinweise	161
---	-----

Zum Geleit

Auf einem der großen Fährschiffe, die zwischen Stockholm und Helsinki verkehren, saß ich an der Bar mit Theodor Aue zusammen. Um uns herum war eine fröhliche Schar junger Franzosen, Italiener und Deutscher, die ihren Spaß in englischer Sprache miteinander hatten. In guter Laune prosteten wir uns gegenseitig zu.

„Auf einen richtigen finnischen Bären wie Sie!“ Die Augen des jungen Mädchens funkelten Theodor Aue an, als sie einen speziellen Toast auf ihn ausbrachte. Der lehnte sich lachend zurück und erwiderte mit seiner warmherzigen Art: „Ein Bär bin ich vielleicht schon, einer mit russischen Tatzen, einem finnischen Fell, einem deutschen Herzen und – wenn ihr wollt – mit einer europäischen Zunge!“ – Die jungen Leute wurden neugierig und scharten sich um ihn, der einige bravouröse Histörchen aus seinem Leben zum besten gab, denen sie gebannt zuhörten.

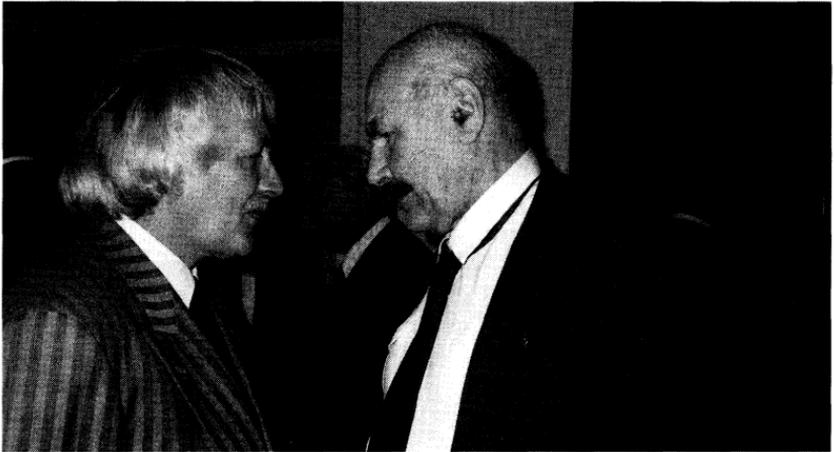


Abb. 2. Theodor Aue im Gespräch mit Fritz-Gert Mayer, Pastor der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Gemeinde Helsinki von 1979 bis 1988. Die beiden Männer arbeiteten eng zusammen, da Aue bis 1986 Vizevorsitzender des Kirchenrats war. Die Deutsche Gemeinde hatte in Theodor Aues Denken – typisch für die Deutschen im Nordosten – den Stellenwert des über die Generationen Bleibenden; der Pastor der Deutschen Gemeinde ist daher nach der Satzung der von Theodor Aue gegründeten Stiftung von Amts wegen Mitglied des Stiftungsvorstands.

Ob sie sich vorstellen konnten, daß dieser Mann sein Englisch von seiner Moskauer Großmutter gelernt hatte? Und daß diese es pflegte, weil wiederum ihre Mutter einen Auswanderer aus York zum Vater hatte, der schon vor fast 200 Jahren nach Rußland gekommen war?

An Momentaufnahmen wie diese denke ich sofort, wenn die Erinnerung Theodor Aue berührt. In der Leitung der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Gemeinde Helsinki haben wir neun Jahre lang zusammengearbeitet und uns dabei freundschaftlich schätzen gelernt. Ein starkes Denken, das sich nicht vom Alltäglichen binden ließ, war ihm eigen, ein Wollen das aus geschichtlicher Vergangenheit Verantwortung für die Zukunft übernahm.

Als Theodor Aue vor fünfzehn Jahren erwog, die „Stiftung zur Förderung deutscher Kultur“ einzurichten, die nun nach ihren Gründern „Aue-Stiftung“ heißt, gab er ihr die Aufgabe, die Geschichte der deutschsprachigen Menschen in Finnland und Nordosteuropa zu erforschen. Er verband damit die Hoffnung, daß die neue Generation, die in einem sich näherkommenden Europa heranwuchs, jenseits alter Ideologien nach den Fragen werde, was Europa war und werden könnte. Sich selbst und die Geschichte seiner eigenen Familie in den Vordergrund zu stellen, war keinesfalls seine Absicht – wohl aber sah er seinen Lebensweg als typisch für eine besondere Gruppe an, deren Gedächtnis er sicherstellen wollte.

Dies kleine Buch nimmt eine große Biographie Theodor Aues (1916–1991) nicht vorweg. Noch weniger kann es eine Geschichte des wirtschaftlichen Wirkens der Aues oder ihrer Firmen sein. Es ist die Würdigung des Gründers der Aue-Stiftung und ein Lebensbild seiner Familie, ohne die er nicht denkbar ist. Dabei erfahren wir auch einiges über das ereignisreiche und oft schwere Schicksal seiner Verwandten, ohne dessen Kenntnis die Zielrichtung der Stiftungsgründung nicht zu verstehen ist: mitzuwirken an der zu versöhnenden Vielfalt Europas in der Bewahrung deutscher Kulturidentität unabhängig vom Nationalstaatsgedanken.

Dublin, im September 2000

Fritz-Gert Mayer

Vorwort

Die Aues waren ein Teil des städtischen deutschen Elements im europäischen Nordosten, jener meist bürgerlichen Gruppe, die sich in dem Migrationskontinuum zwischen Lübeck und Helsinki (schwed. Helsingfors), Stockholm, Riga und St. Petersburg bewegte. Die Forschungsaktivitäten der Aue-Stiftung haben sich auf diese Gruppe konzentriert, wie ihre Publikationen und Veranstaltungen zeigen. Nach über zehn Jahren erfolgreichen Wirkens scheint es aber an der Zeit, der Familie Aue eine eigene Studie zu widmen – auch schon deshalb, um Interessierten erklären zu können, nach wem die Stiftung benannt ist und warum sie sich diese Ziele gesetzt hat.

Allerdings ist der zeitliche Abstand noch zu kurz für eine ausführliche Biographie Theodor Aues, und für eine durchdringende wissenschaftliche Erforschung der sozialen Integration des nach Rußland ausgewanderten Wilhelm Aue, seiner familiären Zusammenhänge und seiner Nachfahren müßte nicht nur das gesamte, umfangreiche Familienarchiv detailliert ausgewertet, sondern auch an anderen Quellen in den verschiedenen in Frage kommenden Ländern abgeglichen werden. Dies alles ist nicht Absicht dieses Buches. Es muß eine äußere Geschichte der Aues bleiben; vor den Kulissen ist ohnehin so verwirrend viel geschehen, daß auch eine erste Überblicksdarstellung durchaus Interesse beanspruchen kann. So soll in dem vorliegenden Band diese Familie in mehreren Generationen und den verschiedenen Ländern, Lebensbedingungen und Verwandtschaftszusammenhängen in einer Gesamtaufnahme gezeigt werden. Wie auf einem Gruppenfoto also – auf dem zwar keineswegs jede einzelne Person vollständig zu sehen oder gar in Einzelheiten dargestellt ist, auf dem aber das Profil der Gruppe und die Konstellation ihrer Mitglieder deutlich zutage treten.

Bei dieser Zielsetzung schien es sinnvoll, auf einen wissenschaftlichen Nachweisapparat zu verzichten; einige Quellenhinweise finden sich am Ende des Buches. Die russischen Namen wurden nach dem in Meyers Konversationslexikon verwendeten System transkribiert. Für Ortsnamen wurde – wenn vorhanden – die deutsche Form benutzt, auf die anderen Namensformen ist bei der ersten Nennung verwiesen. Die wissenschaftliche Transliteration der

russischen Namen wurde nur im genealogischen Anhang angewendet, um eine zweifelsfreie Rückübertragung zu ermöglichen.

Neben dem Archiv der Stiftung, den Archiven der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Gemeinde, der Deutschen Schule und der Deutschen Bibliothek in Helsinki und Quellen in öffentlichen Archiven und Bibliotheken standen mir auch die Papiere im Besitz von Alexander Aue, Stockholm, dem Bruder des Stiftungsgründers, zur Verfügung, der mir auch Kontakte zu Leo Aue und Nora Nabholz geb. Aue vermittelte. Die zahlreichen Gespräche mit Alexander Aue und seiner Frau Vieno haben mir die alten Familienpapiere und verblichenen Fotos zum Leben erweckt und meine Arbeit erheblich erleichtert. Auch danke ich Herrn Jürgen Aue, Hannover, für die Übernahme der Einbandgestaltung, und der Geschäftsführerin der Aue-Stiftung, Frau Waltraud Bastman-Bühner, für den umsichtigen Einsatz bei der Erschließung des Stiftungsarchivs, die von Tuulikki Laurila und Benjamin Schweitzer durchgeführt wurde, sowie für das Gegenlesen des Manuskripts. Auch der Sekretär der Deutschen Gemeinde Helsinki, Kai Sentzke, gab mir - wie schon seit 15 Jahren - schnell auf meine Fragen Auskunft.

Ich danke auch dem Herder-Institut e. V., das mir im Rahmen eines Projekts der Baltischen Historischen Kommission ermöglichte, den Hintergrund zu dieser Darstellung zu erarbeiten. Zugleich lege ich damit ein weiteres Mal eine Publikation zum Sammelgebiet der Stadtbibliothek Lübeck vor. Die Affinität dieser Dienstaufgabe und meiner ehrenamtlichen Tätigkeit für die Aue-Stiftung stellen nun bereits ein Jahrzehnt Faktoren gegenseitiger Förderung dar, für die ich ebenfalls danke.

Ohne die Hilfe aller dieser Personen wäre diese Studie nicht möglich gewesen. Ich selbst möchte mit diesem Büchlein neben meinem Forschungsbeitrag auch einen persönlichen Dank an Theodor und Ulla Aue für die Förderung meiner Forschungen abstaten.

Einführung

Die städtischen Deutschen in Rußland und im europäischen Nordosten

Denkt man – sei es in Deutschland oder in Finnland – an den Begriff „Auswanderung“, so wird darunter zunächst die Auswanderung nach Westen verstanden, deren klassischer Fall die Ansiedlung in den Vereinigten Staaten von Amerika zu sein scheint.

Für die Auswanderung nach Osten aus Deutschland hingegen wird ein ganz anderes Bild beschworen, das mit dem Begriff „Ostsiedlung“ verbunden wird und damit eine völlig andere Perspektive aufweist. Man weist diesen Vorgang spontan dem späten Mittelalter zu, denkt an die Aufforderung polnischer Herzöge an deutsche Bauern, sich in Schlesien, Pommern und Ostpreußen niederzulassen.

Denkt man in Verbindung mit diesem Prozeß nicht an Bauern, sondern an Städte und Bürgertum, so herrscht das Bild von der deutschen Gründungsstadt, dem mehr oder weniger planmäßig angelegten, vom Landesherrn mit Stadtrechten beliehenen deutschen Gemeinwesen vor – vielleicht noch, wie Danzig, sich parallel zu einer älteren Siedlung entwickelnd, aber diese bald überflügelnd. Dieser Typ der deutsch geprägten Rechtsstadt war im Nordosten mit Reval (estn. Tallinn) und Dorpat (estn. Tartu) vertreten.

Jedenfalls ist auch mit diesem Bild vom Deutschen im (Nord-)Osten die Vorstellung von einem geschlossenen Auftreten und einer Mehrheitsposition – zumindest im Sinne einer Gestaltungsmehrheit! – verbunden.

Präsenz von Deutschen als Minderheit in nicht-deutschen Städten wird vor allem mit der Hanse assoziiert: der klassische Typ ist das Hansekontor in Nowgorod – wie die „Deutsche Brücke“ im norwegischen Bergen ein rechtlich abgesondertes Gebiet. Dies hat dazu geführt, daß man diese Welt als mit dem Untergang der Hanse ebenfalls für verschwunden ansah. Tatsächlich aber war auch nach dem Ende der Privilegierung die Tätigkeit und Niederlassung auch in den Städten des schwedischen Ostseereichs und der polnisch-

litauischen Adelsrepublik für Deutsche weiterhin interessant. Stockholm, Turku (schwed. Åbo), Wiborg (finn. Viipuri, schwed. Viborg, russ. Vyborg) erlebten einen bedeutenden Zuzug von Deutschen – von Kaufleuten, die sich auch ohne besondere Vorrechte aufgrund ihrer Kenntnisse und Verbindungen behaupten konnten, und zunehmend von Handwerkern, die dem in den aufstrebenden neuen Königreichen entstehenden höheren Niveau der Nachfrage Rechnung tragen konnten.

Das Beispiel Schwedens ist vom Typus deshalb interessant, da hier seit dem Mittelalter drei Prinzipien sich die Waage hielten: die Offenheit gegenüber Einwanderern, die klare Regelung, daß sie der einheimischen Rechts- und Gesellschaftsordnung unterworfen seien, und das bemerkenswert hohe Niveau von Rechtlichkeit und Freiheitlichkeit eben dieser Ordnung. Unter diesen Bedingungen bildete sich bei den Deutschen eine gesunde Balance zwischen Integrationswillen und Identitätsbewahrung heraus.

Neuzeitliche Auswanderung nach Rußland

Wie aber stellt sich die Auswanderung nach Rußland demgegenüber dar? Zunächst als zeitlich wesentlich jünger, dann auch in anderer Reihenfolge – und völlig unterschiedlich in Stadt und Land! Die geschlossene bäuerliche Ansiedlung, die das Muster von der Einladung und Privilegierung einer Bauernschicht wiederholt, von der man sich die Besiedlung unterbevölkerter Gebiete und einen „Technologietransfer“ – das Einbringen moderner Bodenbearbeitungsweisen – erwartet, erfolgte später als die Anwerbung von Städtern. Katharina die Große (1764–1796) rief mit Manifesten von 1762 und 1763 Ausländer aus Mitteleuropa ins Land, um sie vor allem in den von Rußland im 18. Jahrhundert hinzugewonnenen Gebieten an der unteren Wolga anzusiedeln. *De facto* kamen aber hauptsächlich Deutsche aus den südwestdeutschen Kleinstaaten, wo die Werbungsaktion nicht sofort unterbunden worden war. Aus derselben Gegend kamen auch die Siedler für die 1783 erworbenen Schwarzmeergebiete Rußlands, besonders zahlreich nach den Werbungen von 1803/04 und 1808/09. Diese Kolonisten wohnten tatsächlich geschlossen in einander benachbarten Dörfern, aus denen somit kleine und mittlere deutsche Siedlungsgebiete entstanden.

Damit unterschieden sie sich in einem Maße von den Deutschen in den russischen Städten, daß man landläufig unter Rußlanddeutschen nur diese ländliche Bevölkerung verstand. Die Zuwanderung von Deutschen in die Städte hatte dagegen viel früher begonnen. Sie knüpfte freilich nicht an mittelalterliche Traditionen an, die ja in Rußland durch die Tatarenherrschaft ohnehin abgerissen waren. Zwar wurden die Ausländer z.B. in Moskau auch in einem eigenen Rechtsbezirk (der *sloboda* – das Wort ist eine genaue Entsprechung der deutschen „Freiheit“ im Sinne eines begünstigten Bezirks [z.B. „Bergfreiheit“]) angesiedelt. Aber sie waren nicht wie die Hanseaten in Nowgorod Händler, die ihre Sonderstellung den ausgehandelten Privilegien ihres eigenen internationalen Verbundes verdankten und relativ freizügig zu- und abwanderten, sondern vom fest gefügten Moskauer Staat kontrolliert angeworben zur Deckung des in der Hauptstadt herrschenden Bedarfs an Spezialistentum. Man brauchte Offiziere und Waffenfachleute für die Elitetruppen, (Leib-)Ärzte, Apotheker, Metallurgen – sowie Handwerker zur Herstellung der Luxusgegenstände für den Hof.

Die Gründung St. Petersburgs als Magnet

Eine völlig neue Qualität nahm die Stellung der Deutschen aber an, seit die bis dahin durchaus organisch fortschreitende Modernisierung Rußlands unter Peter dem Großen (1689–1725) exponentiell beschleunigt wurde. Die Gründung St. Petersburgs als neue Hauptstadt (1703) – auf erobertem Feindesland am Anfang eines lange nicht abgeschlossenen Kriegs – war dafür ein Symbol. Der Zar wollte Schweden nicht nur schlagen, sondern in seine Rolle eintreten, von seinem eigenen Land die Kraft dieses leistungsfähigen Staates aufsaugen lassen, die einem dünn besiedelten Land fast ein Jahrhundert die Rolle einer europäischen Großmacht ermöglicht hatte. Die Kriegsanstrengungen Peters des Großen forderten so unwidersprochen eine moderne Verwaltung von Finanzen und Heer, wie dies in Schweden das Ziel der Emanzipation von der Hanse unter Gustav Wasa (1523–1560) oder das Eingreifen Gustav Adolfs (1611–1632) in den Dreißigjährigen Krieg gefordert hatten. Jetzt brauchte man nicht nur einige Militärberater, sondern ein ganzes Offizierskorps, das dem Westen konkurrenzfähig war, und flächendeckend (bis zu einer bestimmten Ebene) eine „modern“

geschulte Beamtenschaft. Eine repräsentative neue Hauptstadt zog natürlich wieder die Goldschmiede, Uhrmacher und Kunstschreiner an. Auch die Neugründung einer Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg ging der Universitätsgründung in Moskau voraus. Aber vor allem brauchte man jetzt auch Wirtschaftsfachleute, die den Handel durch das neue Tor nach Westeuropa gewinnbringend – für sich *und* die Krone – organisierten.

Modernisierung durch Substitution

Schweden hatte bei seinem Aufstieg zur Großmacht die notwendigen Spezialisten vielfach durch Substitution gewonnen – sie kamen aus ganz Europa, von Schottland über Holland bis Böhmen, aber die unmittelbar benachbarten Deutschen waren besonders stark vertreten. Der Kunstgriff, für ein neues Entwicklungsstadium notwendige Kräfte aus fremden Gesellschaften zu „importieren“, spielt fast bei allen Ländern der europäischen Peripherie eine gewisse Rolle! Die Zarrinnen und Zaren des 18. Jahrhunderts – selbst dynastisch vielfach mit Deutschland verbunden – übernahmen diese Politik. Symbolisch am Anfang stand der „Separatfrieden“ mit den deutschbaltischen Ritterschaften und Städten, der Peter dem Großen 1710, mitten im Nordischen Krieg, dieses Potential geschlossen zuführte. Der Zar nahm den Treueid der Führungsschicht des eroberten Estland und Livland entgegen und sicherte dem Land dafür Religionsfreiheit sowie Verwaltung durch Einheimische nach den angestammten Gesetzen zu, die nur mit Zustimmung der Räte und Ritterschaften geändert werden sollten. Eine solche ständische Privilegierung bis zur politischen Autonomie erreichten natürlich die innerrussischen Deutschen nicht: die ländlichen Siedlungen hatten Selbstverwaltung, aber die städtischen Deutschen gliederten sich in die Schichten der katharinesischen Städteordnung ein. Ihre Religionsfreiheit ermöglichte ihnen jedoch die Bildung von Gemeinden als Zentren sozialer Autonomie, und da sie – anders als viele Russen, die ja auch als Stadtbewohner oft mit Erlaubnis abgewanderte Leibeigene waren – Freie blieben, ihr ausländisches Bürgerrecht behalten und somit ausreisen konnten, fühlten sie sich insgesamt in einer privilegierten Situation. Der Grundsatz der Impopulationsphilosophie – Fremde kommen gerne und Einheimische bleiben in einem Staat, der ge-

recht und milde regiert wird – war mindestens in der einen Hälfte, bezogen auf die Fremden, erfüllt; sie kamen gerne, denn ihnen begegnete die Obrigkeit in der Regel zuvorkommend, sofern sie sich unauffällig verhielten.

Allerdings standen unter den Petersburger Ausländern während der Regierung des Stadtgründers nur 138 Deutsche 172 Holländern und 92 Engländern gegenüber. Die russischen „deutschen“ Ostseeprovinzen Estland, Livland und Kurland als ein Stück Deutschland im Russischen Reich wirkten jedoch wie eine Zuwanderungsschleuse speziell für Deutsche. Vielfach kamen sie aus den mitteleuropäischen deutschsprachigen Gebieten zuerst in die Baltischen Provinzen und zogen dann – oft erst in der nächsten Generation – nach St. Petersburg (seltener sofort nach Innerrußland) weiter. Im 19. Jahrhundert stellten sowohl die einheimischen Deutschsprachigen unter den Nichtrussen als auch die Reichsdeutschen unter den ausländischen Untertanen die jeweils größte Gruppe in St. Petersburg.

Moskau hält seine Position

Moskau hatte für auswanderungswillige Deutsche nicht alle diese „Pull“-Faktoren. Die Chancen, die Hof- und Staatsdienst boten, waren geringer in der „zweiten Hauptstadt“ des Zarenreiches. So betrug 1897 der Anteil von Deutschen in Moskau 17717 oder 1,7 %, während er in St. Petersburg bei 50780 oder 4,0 % lag. Aber keineswegs wanderten die Handwerker und Kaufleute massenhaft in die Neugründung ab, so sehr auch dafür geworben wurde. Moskau war und blieb das älteste industrielle Zentrum des Landes; hier hatten auch die Ausländer ihren stabilen Kundestamm und ihre verlässlichen Verbindungen. Die Verordnung Peters des Großen, daß der Adel westlichen Stil pflegen solle, multiplizierte die frühere Nachfrage des Hofes und gab gerade Handwerkern ein aussichtsreiches Betätigungsfeld; der ausländische Meister als Träger des Innovationstransfers war zu einem integralen Teil der Moskauer Gesellschaft geworden. So lag der Anteil der Deutschsprachigen, die nicht russische Reichsbürger waren, in Moskau mit 35,3 % über anderthalbmal höher als in der Newastadt mit 22,5 %. Beide Zahlen verdeutlichen jedoch, daß die Deutschen in diesen Städten keine „Kolonien“ von Gesandtschaftspersonal

und Firmenrepräsentanten waren, sondern einen über Generationen in den Städten verwurzelten Bevölkerungsteil darstellten. Der Unterschied zwischen beiden Zahlen ist zum großen Teil darauf zurückzuführen, daß Moskau der deutschbaltische Zuzug fehlte. Nach Moskau kam man also durchaus direkt aus dem alten oder neuen Deutschen Reich – wie auch die Aues.

Die Familie Aue in Rußland bis zur Revolution von 1917

Kapitel 1

Wilhelm Aues Auswanderung und seine Familie in Rußland

Es war nicht zum ersten Mal, daß ein Aue seine Heimat verließ, als Wilhelm Aue sich von Schlesien nach Rußland aufmachte. Sein Vater Carl Joseph Aue war noch in dem Teil Schlesiens geboren, der 1742, am Ende des ersten der drei „Schlesischen Kriege“ nicht von Österreich an Preußen abgetreten worden war. Er war 1790 in Jägerndorf (tschech. Krnov), einer kleinen Residenzstadt mit lebhafter Textilindustrie, geboren. In der Familie heißt es, er sei als junger Mensch über die Grenze in den preußischen Teil Schlesiens gekommen, weil er nicht in den Krieg ziehen wollte. Das könnte im Jahre 1809 gewesen sein, als Österreich gegen Napoleon kämpfte, während Preußen, das bereits 1806 geschlagen worden war, dem Krieg fernblieb.

Vorfahren

Allerdings ist es bisher nicht gelungen, die Vorfahren dieses Carl Joseph Aue im heutigen Tschechien zu ermitteln; schon die umfangreiche Korrespondenz von Theodor Aue führte zu keinem Ergebnis. Das könnte seinen Grund vielleicht sogar darin haben, daß Carl Joseph Aue seine Spuren etwas verwischte. Was die Erforschung der Aues erschwert, ist natürlich der Name. Aue bedeutet Talwiese, und solche Begriffe sind – wie Berg, Bach, Strom oder (niederdeutsch) Dahl – immer wieder zu Familiennamen geworden. Verbreitet ist der Name in der Umgebung von Hildesheim – diese Familie führt sich auf einen Mann aus der Umgebung eines niedersächsischen Fürsten zurück, der ihn von einer Romreise aus Südtirol als Jäger mitbrachte; Nachkommen von ihm traten im Bistum Hildesheim in den geistlichen Stand. Andere Aues sind im

Fränkischen nachgewiesen. Aber alle diese gut erforschten Namens-träger sind nicht mit den Aues aus Grünberg in Niederschlesien (heute poln. Zielona Góra) verwandt. Hier – im Zentrum von einst-mals Deutschlands nördlichem Weinbaugebiet – lebte Carl Joseph Aue als erfolgreicher Textilfabrikant, und alle sieben Kinder aus seiner Ehe mit Christiane Petzold sind dort geboren. Die vier ältesten Kinder waren Söhne, von denen einer als „Kunst-, Waid- und Schönfärber“ im Textilfach tätig blieb und sich in Finsterwalde (Niederlausitz), dem Geburtsort seiner Frau, niederließ; dort ist auch Carl Joseph Aue gestorben. Fast alle Geschwister sind jedoch in Görlitz begraben; dorthin verlagerte sich offenbar das Lebens-zentrum der Familie.

Einheirat in die Familie Peltzer

Der jüngste Sohn jedoch, der 1835 geborene Wilhelm, ein Webermeister, machte sich in jungen Jahren zu Fuß auf nach Rußland. Es heißt, er habe auf seiner Wanderung sein Brot als Hausweber verdient – indem er also an den noch in vielen Bauern-häusern stehenden Webstühlen professionell Tuch herstellte. Mit 22 Jahren jedenfalls war er bereits ein erfolgreicher Mann, denn er konnte 1867 in die Familie der Moskauer Peltzers einheiraten. Sein Schwiegervater Georg Peltzer war der Bruder des erfolgreichen Napoleon Peltzer (1802–1889), der ebenfalls 1821 den Weg aus dem Rheinland nach Moskau zu Fuß gemacht hatte und damals die Tuchfabrik von Narwa (Estland) leitete, die er im Auftrag des Petersburger Bankiers Baron Stieglitz zu einem der erfolgreichsten Betriebe saniert hatte.

Wilhelm Aue fand damit Anschluß an ein Netz von Familien-bünden und Heiratskreisen, das hier kurz charakterisiert werden soll. Die Erfolgsgeschichte der Peltzers selbst ist bereits von Isabella Nadolny in dem Buch „Vergangen wie ein Rauch“ (1980) romanhaft, aber tatsächengerecht dargestellt worden; eine Genealogie von H.F. Macco liegt ebenfalls vor. Nicht nur die beiden bereits genannten Brüder Napoleon und Georg, sondern alle vier weiteren Geschwister – Johann, Robert, Helene und Friedrich – fanden den Weg nach Moskau. Ihr Vater war ein Kaufmann aus der Nähe von Aachen, der Napoleon bewunderte und während der Franzosenzeit Bürgermeister von Weisweiler war.

Die schon in Deutschland in der Familie herrschende Sitte der Kusinenehen setzte man in Rußland fort. Helene Peltzer heiratete einen Moskauer Tuchfabrikanten Koenemann, mit dessen Familie die Peltzers schon im Rheinland verschwägert waren. Napoleons Sohn Napoleon d.J. heiratete Georgs Tochter Sofia, war also ein Schwager Wilhelm Aues. Mit einem Sohn Georg Peltzers, Robert Peltzer, war wiederum Friedrichs Peltzers Tochter Alexandra verheiratet. Napoleons vierter Sohn Alexander heiratete Friedrichs Tochter Maria. Marias Bruder Woldemar (wiederum ein Sohn

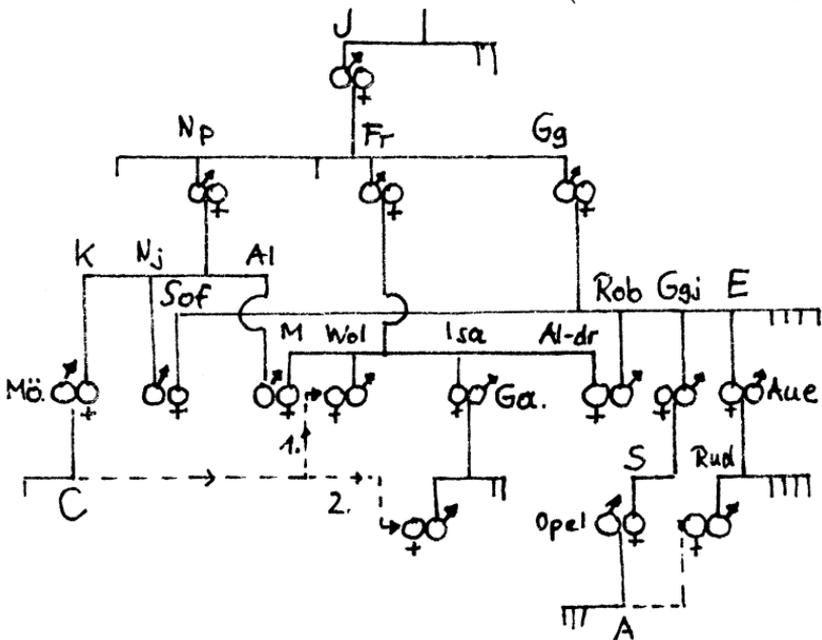


Abb. 3. Schema der Binnenheiraten in der Familie Peltzer. Einzelheiten sind im Text erläutert; die Abk. im folgenden bedeuten (M. = Moskau, N. = Narva, SPb = St. Petersburg): J = Johannes (Vater der Rußlandauswanderer), Np = Napoleon d.Ä. (Sanierer der Tuchfabr., N.), Fr = Friedrich (Kaufm., M.) Gg = Georg d.Ä. (Fabr., M.), K = Katharina v. Möller, Nj = Napoleon d.J. (Fabr., N., M., SPb), Al = Alexander (Kaufm., M.), Rob = Robert (Fabr., N.), Ggj = Georg d.J. (Papierfabr., M.), E = Emma v. Aue, Sof = Sofia v. Peltzer, M = Maria v. Peltzer, Wol = Woldemar, Isa = Isabella v. Gadelli, Al-dr = Alexandra v. Peltzer, S = Sofie v. Kaulen, C = Catharina Möller v. v. Peltzer, v. Gadelli, A = Antonie Opel v. Aue.

Friedrich Peltzers) heiratete eine Enkelin Napoleon Peltzers, Catharina Möller (also eine Nichte zweiten Grades), die wiederum nach dem Tod ihres Mannes den Sohn von dessen ältester Schwester, vH. Gadelli – also nach dem Onkel den Vetter – ehelichte. Ähnliche, durch mehrfaches gegenseitiges Einheiraten gefestigte „Familienbündnisse“ bildeten sich mit der Moskauer Textilfabrikantenfamilie Kaulen und der Stuttgarter Kaufmannsfamilie Seitz heraus. Auch ein Sohn von Wilhelm Aue, Rudolf, setzte diese Tradition fort, indem er seine Nichte zweiten Grades, Antonia Opel (eine Enkelin Georg Aues), heiratete.



Abb. 4. Gruppenbild mit Angehörigen der Familien Aue und Peltzer (1895). Sitzend erste Reihe v.l.: Felix Aue, Christine Aue?, Meta Aue, Georg Aue, Sophie Aue, Sophie Peltzer (Tochter); sitzend zweite Reihe von links: unbekannt, Emma Aue (Mutter, geb. Peltzer), Anna Peltzer geb. Pickersgill, Georg Peltzer, Anna Delius geb. Peltzer, Sophie Peltzer (Mutter, geb. Kaulen); stehend dritte Reihe von links: unbek., Rudolf Aue, Emma Aue (Tochter), Max Aue, Wilhelm Aue (Vater), Robert Peltzer, George Peltzer, unbekannt, Bertha Aue. - Die Aufnahme wurde in Dubrowizi bei Moskau gemacht, wo George Peltzer, der Bruder von Emma vH. Aue, eine Papierfabrik leitete und für seine alten Eltern ein Haus gebaut hatte. Bei dem Treffen waren die Familien der Geschwister Emma (vH. Aue) und George Peltzer fast vollständig (ohne Wilhelm Aue d.J.) vertreten, außerdem ihr Bruder Robert und ihre Schwester Anna.

Dies war typisch für die Moskauer reichen deutschen Familien; auch die Ehepartner der Angehörigen der anderen großen Handelshäuser wie der von Wogau kamen im wesentlichen aus fünf bis sechs Familien. Russische Ehepartner findet man nur spärlich und in den späteren Generationen. Ein Grund dafür war, daß die Kinder aus Ehen mit Orthodoxen in diesem Glauben erzogen werden mußten – es ging aber auch allgemein um „unternehmensstrategische“ Partnerschaften.

Das Leben der Moskauer deutschen Unternehmerkreise in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde von einem ihrer Angehörigen einmal als „reich an Arbeit, reichlich materiell und arm an geistigen Anregungen“ charakterisiert. Seine Zentren waren die beiden alten lutherischen Petri-Pauli- und Michaels-Gemeinden mit ihren Schulen. Gründliche Bildung hatte einen hohen Wert, aber das Programm der deutschen Theateraufführungen zielte nur auf Unterhaltung ab. Wie sich das traditionellere Moskau von dem eleganteren, moderneren St. Petersburg unterschied, so war auch das Leben der Deutschen dort bürgerlicher. Seit 1819 gab es ein deutsches Vereinswesen, aus dem sich 1907 ein reichsdeutsch orientierter Verein herausdifferenzierte; die Unternehmer gehörten aber eher dem vornehmen Englischen Klub an.

Wilhelm Aues Familie wuchs jedoch nicht nahtlos in diese Welt hinein und sollte sich auf ihrem weiteren Weg sogar recht deutlich von ihr unterscheiden.

Seine Frau Emma Peltzer (1845–1933) war beispielsweise zu den Moskauer Engländern zu rechnen; ihre Mutter war Anna geb. Pickersgill, deren Vater aus Hargrave in York nach Moskau gekommen war. Die Trauung des katholischen Wilhelm Aue fand nach Aufgebot in beiden Kirchen in der Anglikanischen Kirche von Moskau statt, der die Familie weiterhin verbunden blieb. Wilhelm Aue unterhielt sich mit seiner Frau wohl auf Russisch, seiner einzigen Fremdsprache, die er auch niemals vollkommen beherrschte. Das Englische seiner Frau aber blieb zweite Familiensprache.

Wilhelm und Emma Aue hatten eine selbst für damalige Begriffe große Familie. In fast gleichen Abständen von zwei Jahren bekamen sie zehn gesunde Kinder, fünf Söhne und fünf Töchter; drei von ihnen kamen auf dem Landsitz der Familie in Kudrino bei Moskau zur Welt. (Vgl. die Genealogie am Ende des Buches.)



Abb. 5. Wilhelm Aue und Emma Aue geb. Peltzer mit ihren Kindern (um 1905): sitzend von links: Sophie, Rudolf, Emma (Mutter), Christine (vorn), Meta (hinten), Wilhelm (Vater), Max; stehend von links: Georg, Bertha, Felix, Wilhelm (Sohn, genannt Willy), Emma (Tochter).

Neubeginn in der Ukraine

Wilhelm Aue war ein erfolgreicher Betriebsdirektor in verschiedenen Moskauer Textilfabriken, zuletzt in dem Vorort Dawidowo. Zwischenzeitlich – wohl von 1880 bis 1885 – versuchte er, sich mit einer Fabrik in Zintenhof (estn. Sindi, in Estland, 10 km nordöstlich von Pernau, estn. Pärnu) selbständig zu machen. Das Unternehmen selbst glückte nicht – die Fabrik lag zu ungünstig zu den Verkehrswegen und mußte mit Verlust verkauft werden, was in der Familiengeschichte als freundliche Umschreibung für einen Bankrott gilt. Trotzdem wurde diese Episode bedeutsam für die weitere Geschichte der Familie Aue, denn ohne sie gäbe es den skandinavischen Zweig nicht: die Geburt in Estland ermöglichte Wilhelms Sohn Max nach der Russischen Revolution die Ausreise in den „Westen“.



Abb. 6. Wilhelm Aue vor der von ihm gegründeten Fabrik für feuerfeste Ziegel und Keramik. Dem sichtbar bescheidenen Rahmen ist anzusehen, auf welche Pionierleistung er sich als über Sechzigjähriger noch eingelassen hatte.

Trotzdem gab Wilhelm Aue den Traum von der Selbständigkeit nicht auf; als er – nach Moskau zurückgekehrt und als angestellter Direktor wieder finanziell erholt – 1895 in den Ruhestand trat, gründete er in Prosjanaja in der Nähe von Jekaterinoslaw in der heutigen Ukraine ein Unternehmen, das aus den dortigen Kaolinvorkommen feuerfesten Steinzeug vor allem für technische Zwecke herstellen sollte. Der alte Mann schaffte die Arbeit, indem er jeweils einen seiner Söhne in den Betrieb und eine seiner älteren Töchter zur Haushaltsführung „abkommandierte“, wobei der jeweils jüngere Sohn dem älteren folgte. Aber die neue Technologie machte immer wieder große Investitionen notwendig. Es fehlte keineswegs an Aufträgen, aber ihre reibungslose Befriedigung, die zum Halten der Position auf dem Markt wichtig war, wurde mit hohen Produktionskosten erkaufte.

Dies zwang die Familie zu neuer finanzieller Bescheidenheit: hatte für den ältesten Sohn Wilhelm noch Geld für einen Studienaufenthalt in Deutschland zur Verfügung gestanden, so mußte den jüngeren eine Ausbildung in Rußland genügen. Die Mutter klagte später, daß der jüngste, Felix, der ohne Gebühren am Petersburger Polytechnikum hätte studieren können, gleich von der Schule weg „vor den Karren, Prosjanaja genannt“, gespannt wurde. Selbst einer der zwei aus Deutschland nachgewanderten Neffen, Carl Gottfried Curt, ein Sohn des Bruders Karl Julius, war dort zeitweise tätig.

Für die jüngeren Töchter war daher die Suche nach einer Ausbildung selbstverständlich, während die älteste, Emma, noch traditionell die Aufgabe der „Erzieherin der jüngeren Geschwister und Stütze der Eltern im Alter“ zugewiesen bekommen hatte. Christine Aue wollte Medizin studieren, gab aber selbst die anspruchslosere „Feldscher“-Ausbildung auf, weil sie ihren Unterhalt als Fremdsprachenkorrespondentin bei meist amerikanischen Firmen verdienen mußte. Meta Aue durchlief ein siebenjähriges Gymnasium und war damit Hauslehrerin für Russisch, Deutsch und Mathematik; dem schloß sie aber achtmonatige Zusatzkurse in Elektrotechnik an, die sie später tatsächlich beruflich nutzte.

Mögen Wilhelm Aues Unternehmungen auf die Familie zwiespältig gewirkt haben, so zeigen sie doch auch sympathische Züge: statt als Rentier zu leben, versuchte er mit Innovationsdrang und Experimentierfreude einen neuen Produktionszweig in Rußland heimisch zu machen. Naturwissenschaftlich-technische Begabung, forschende Neugierde, Gemeinwesenorientierung und die Freude am Neubeginn waren einige seiner Wesenszüge, die in seiner gesamten Nachkommenschaft immer wieder zum Vorschein kamen.

Wilhelm Aue war noch deutscher Reichsbürger, als der Erste Weltkrieg ausbrach; sein letzter Paß macht die Überwachungen deutlich, der Staatsangehörige des nunmehrigen Kriegsgegners ausgesetzt waren. Er brauchte sie nicht lange zu ertragen; im Herbst 1914 starb er und erlebte auch den antideutschen Pogrom nicht mehr, bei dem im Mai 1915 die Möbel aus der Wohnung seiner Witwe in der Gorochowaja Uliza auf die Straße geworfen wurden und auf den zwei Monate später die Ausweisung erfolgte...

Kapitel 2

Max und Margarethe Aues Leben in Kokand

Die weiteste Reise zur Beerdigung des Vaters mußte aus dem Geschwisterkreis Max Aue zurücklegen: er lebte Tausende von Kilometern von der alten Hauptstadt entfernt, in Kokand im heutigen Usbekistan – noch im Russischen Reich, aber in einer anderen Welt. Dort brach trotz des Kriegszustands zwischen Rußland und Deutschland der Konflikt zwischen Staatstreue und Nationalität nicht so auf; gegenüber der fremdstämmigen Bevölkerungsmehrheit Turkestans galt jeder Europäer als Teil des „russischen Elements“. Max Aue, wie seine Brüder wegen der leichteren Wehrpflicht russischer Bürger geworden, wurde nur zum Armeedienst am Ort eingezogen, weil man das russische Element nicht schwächen wollte. Er war zunächst bei der Bewachung Kriegsgefangener aus der österreichisch-ungarischen Armee eingesetzt (darunter auch Tschechen und Ukrainer!), die bei den Anfangserfolgen der russischen Truppen gegen Deutschlands Verbündeten in den Karpaten 1914/15 in deren Hände gefallen waren. In Zentralrußland hätte man einem Deutschstämmigen aus Mißtrauen eine solche Aufgabe nicht übertragen, aber in Kokand lebte Max Aue das geregelte Leben eines Schreibstubensoldaten, konnte in den Kriegsjahren eine Familie gründen, für sie ein Haus erwerben und umbauen sowie die Firma weiter führen... Aber wie war er dahin gelangt?

Max Aue geht nach Russisch-Asien

Max Aue hatte die Kommerzienschule besucht – offenbar hatte er die kaufmännische Ader seines Großvaters Peltzer. Aus dem Zeugnis, das sein Lehrherr Paul Schimunek, dessen Moskauer Firma die Vertretung für die tschechischen Škodawerke innehatte, ihm ausstellte, ist deutlich erkennbar, daß er Aue nur ungern zu einer Orientierungsphase in anderen Firmen freigab. Er gewann ihn bald mit dem Auftrag, eine Filiale im Kaukasus zu gründen, zurück und beorderte ihn von da 1905 gleich telegrafisch weiter nach Turkestan. Max Aue setzte nach Krasnowodsk über das Kaspische Meer über, nahm die 1899 fertiggestellte Bahn nach Taschkent, wo

er zahlreiche Freunde gewann, und ließ sich dann in Kokand nieder. Die Stadt an den klimabegünstigten Hängen des Fergana-Beckens war ein Zentrum der Baumwollindustrie; die Russen hatten den Plantagenbetrieb eingeführt, aber das Land gehörte den einheimischen Sarten – das russische Reich hatte wie fast immer in die inneren Verhältnisse der neu erworbenen Randgebiete nicht eingegriffen und stand dem freien Handel mit Grund und Boden traditionell skeptisch gegenüber.



Abb. 7. Max Aue (vorn im Wagen) mit seinem amerikanischen Geschäftsfreund Landers. Das in Kokand (Usbekistan) 1912 aufgenommene Bild zeigt die Berührung einheimischer und westlicher (russischer) Kultur im damaligen „russischen Orient“.

Max Aue führte als Leiter der Niederlassung der Firma Schimunek den maschinellen Bedarf für die Aufbereitung bis zum Stadium der Rohbaumwolle ein. 1912 reiste er in die USA, um in den Südstaaten den Baumwollanbau zu studieren – und sah unterwegs die Olympischen Spiele in Stockholm! Amerika lag von Kokand

aus ohnehin „vor der Haustür“ – die Stadt war das Eldorado für Geschäftsleute, die ihre Aktivitäten nach China und Ostasien ausdehnen wollten, und dabei spielte der russische Pazifikhafen Wladiwostok mit den zahlreichen Niederlassungen amerikanischer Banken und Firmen als Einfallstor für den Import eine große Rolle. Max Aue arbeitete nämlich noch als Teilhaber einer zweiten Firma, Hahr & Co., die technischen Bedarf für Gas und Elektrizität, aber auch Leder für Treibriemen aus USA einführte. (Ihr Chef, Percy Hahr, ein Deutschbalte, war nach einigen Jahren im Orient wieder nach Moskau zu seinen anderen Firmen zurückgekehrt.) Da Wladiwostok lange in der Hand der Weißen blieb, funktionierten Max Aues amerikanische Beziehungen noch bis in den Bürgerkrieg hinein. Aber vor diesen harten Zeiten lagen unvergessene, glückliche Jahre einer jungen Ehe...

Wie der vielbeschäftigte vierunddreißigjährige Mann überhaupt zum Heiraten kam, gehört zu den Lieblingsanekdoten in der Familie. Bevor er zur Beerdigung seines Vaters anreiste, ermahnte ihn seine Mutter – auf Englisch selbstverständlich! –, daß er ans Heiraten denken müsse und sie schon jemanden im Auge habe... Die Auserwählte, die junge Lehrerin Margarethe von Rascha, erzählte hingegen gern, daß sie und ihre Schwester eigentlich beide zuerst nur den stattlichen lettischen Kutscher aus dem Betrieb ihres Vaters in Riga heiraten wollten!

Eine junge Familie im Paradies?

Margarethe von Rascha beendete im April 1915 ihr letztes Schuljahr als Lehrerin an der Privatschule von Félicie Mannsbach, wo sie – als Schülerin eingetreten – ihre Qualifikation erworben hatte. Sie löste die gemeinsame Wohnung mit ihrer Mutter in Moskau auf und fuhr mit ihr und ihrer Aussteuer fünf Nächte und vier Tage in die neue Heimat, wo sie heiratete. Sie bezeichnete die Fahrt in ihren 1992 im Gemeindeblatt der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Gemeinde Helsinki (Deutsch-Evangelisch in Finnland) veröffentlichten Erinnerungen als eine Reise in „Tausend und eine Nacht“. Die Schwalben, die bei ihrer Trauung durch die evangelische Kirche von Taschkent flogen (so daß sie der Predigt des baltischen Pfarrers kaum folgte!), der Teppich von dort im April

blühenden Rosen – das waren die Voreindrücke der Hochzeitsreise nach Samarkand, der später noch ein beeindruckender Aufenthalt in den kirgisischen Bergen folgte.



Abb. 8. Max und Margarethe Aue auf ihrer Reise nach Arslan-Bob in den Bergen nordwestlich von Kokand (1915). Sie lebten in einem gemieteten Kirgisenzelt.

Aus Margarethe Aues Schilderung spricht eine unvoreingenommene Bewunderung für die traditionsgebundene, aber hochstehende islamisch-mongolische Kultur – mit den Monumentalbauten aus der Zeit des letzten mongolischen „Weltherrschers“ Timur-Lenk und den Koranschulen in Samarkand, mit den ausgeklügelten Bewässerungssystemen und der einfachen, aber effizienten Landbautechnik. Sie stand ihrem Mann dabei in nichts nach, auf dessen Wunsch ihr zweites, 1918 geborenes Kind neben dem ersten Vornamen Alexander als dessen türkische Form Iskander beigelegt bekam – symbolträchtig genug den Namen des ältesten Helden, der im gemeinsamen Gedächtnis beider Völker geblieben war. Und

zum Erbe des Paares gehören eine ganze Reihe Gemälde, in denen der junge einheimische Maler Leonard Bure (1887–1943) Turkestans Frühling und seine Architektur in zarten Farben feiert. Es ist ohne weiteres vorstellbar, daß Max Aues Familie in der Gesellschaft Russisch-Asiens aufgegangen wäre, als einem integralen Teil des großen, bei allen Mängeln, allem Elend und mancher Korruption doch wohlorganisierten, globalen, von keiner Grenze zerschnittenen Russischen Kaiserreichs. Sie wären loyale Untertanen des Zaren, Kulturdeutsche, Wahlturkestaner gewesen, mit den Lieben in Moskau verbunden ebenso wie mit den Weltmärkten durch die Eisenbahn oder neuere Verkehrsmittel – in einem Staate, der nur den Ordnungsrahmen stellte für das Leben seiner verschiedenen Völker, denen er durch seine schiere Kraft und seinen unermeßlichen Reichtum attraktiv genug war. Aber der Staat, der der erfolgreichste Vielvölkerstaat der Weltgeschichte hätte werden können, suchte sein Heil in dem törichtesten Bestreben, als letzter in die Reihe der homogenen europäischen Nationalstaaten einzutreten – und brach unter dieser Anspannung zusammen.



Abb. 9. Eine neue Dampfmaschine – der Motor „Klimaks“ – ist im Baumwollverarbeitungsbetrieb des Sarten Achmedbek Temirbek aufgestellt worden – mit dabei der Monteur Zilke aus Wien und der russische Ingenieur Lebedew. Max Aue verkaufte solche Maschinen für die Fa. Schimunek, eine Moskauer Tochtergesellschaft der tschechischen Škoda-Werke.

Freilich waren die Kaufleute, die diese entlegenen Märkte mit Waren des Weltmarktes versorgten, auch vom Glück und den Verhältnissen begünstigt. Die Bilanzen von Max Aues Firma zeigen regelmäßig weit über 50 % Gewinnanteil am Umsatz, und als die Razzien und Verhaftungen kamen, konnten sich manche mehrfach nacheinander mit fünfstelligen Rubelsummen freikaufen...

Krise und Revolution

Der Zusammenbruch des Russischen Reiches im Ersten Weltkrieg zeigte sich in Kokand nur wie das Wetterleuchten eines fernen Gewitters. Die Kriegsgefangenen der K.u.K. Armee konnten in den Lagern nicht mehr versorgt werden und wurden auf freien Fuß gesetzt, um sich ihren Unterhalt selbst zu verdienen; weißrussische Evakuierte waren unterzubringen, für die die wohlhabenderen Kokander Benefizveranstaltungen organisierten. Versorgungsmängel kamen dazu: für eine Zugreise nach Moskau – dahin fuhr Margarethe, um mit ihrem 1916 geborenen Erstling Theodor dem für eine hohe Kindersterblichkeit sorgenden Klima in Kokand zu entgehen – mußte mit vollem Reiseproviant angetreten werden... Dennoch war dies eine vergleichsweise friedliche Ecke des Reiches, selbst als die Revolution, getragen von den Eisenbahnarbeitern, sie erreichte.

Nun war Max Aue per Dekret des Arbeiter- und Soldatenrats plötzlich zum Rotarmisten geworden. Die Kämpfe zwischen Roten, Nationalturkestanern (Basmatschi) und Weißen zogen sich hin, der Schaden blieb aber für die Aues begrenzt. Allerdings erhielt der kleine Theodor (Fedja) einen Schock, den er nie vergaß, als er bei einer Ehrensalue für gefallene Rote die aufgereihten Toten sah. Max Aue ließ sich für den Tag, an dem die Rote Armee Kämpfer für die Front aushob, von einem aus Kaisers Zeiten vertrauten Stabsarzt ins Hospital einweisen, aber nach der Niederschlagung einer nationalen Regierung in Taschkent wurde auch er als „bourgeois Element“ für einige Wochen Opfer einer Massenarrestierung. Während der Haft meldete er sich zum Holzhacken, um an der frischen Luft sein zu können. (Lange hat die Familie den Briefumschlag mit der Aufschrift „Geld, das ich im Gefängnis verdient habe“ aufgehoben.)

Die Aues begegneten den Herausforderungen mit Initiative, Umsicht und Flexibilität. Da der Geldwert schwand, kaufte Max

Aue ein Haus; Margarethe stellte die Hauswirtschaft zunehmend auf Selbstversorgung um, hielt Kühe und Fettschwanzschafe, buk Brot und machte selbst Hefe. Ihre positive Einstellung zu ihrer exotischen Umgebung war dabei eine große Hilfe: gab es die Mittel der russisch-europäischen Zivilisation nicht mehr, konnte man auf das zurückgreifen, was die einheimische einmal in Technik und Volksmedizin entwickelt hatte.

Als Max Aue aus der Haft entlassen war, versuchte er, eine Arbeit zu beginnen, die den neuen Machthabern nützlich erscheinen könnte, weil die alten Firmen sozialisiert waren und er nicht als Angestellter übernommen wurde. Er gründete zusammen mit einem Schweizer Freund eine Ledergerberei und Stiefelfabrikation. Unter einer Bank liegend fuhr er mit einem der selten verkehrenden, überfüllten Züge nach Samarkand, wo er aufgrund der Befürwortung des Kokander Sownarchos (Rat für Volkswirtschaft) die Brüder Ungefucht, zwei deutsche Handwerker, anwerben durfte. Er brachte sie mit ihren Familien teils in Aues Haus unter und nahm die Produktion auf. Bei einem Überfall der Basmatschi wurden alle Pferde des Betriebs, das Leder und die fertigen Stiefel geraubt, und danach konzentrierte sich Max Aue auf den Töpfereibetrieb, den er eingerichtet hatte, weil die Lieferung von Industriekeramik aus Kernrußland zum Erliegen gekommen war.

Die Repressalien der neuen Machthaber, die immer wieder die Häuser nach Wertsachen durchsuchten, auf deren Verstecken Todesstrafe stand, wurden zur Plage – auch wenn der vom Vater geerbte Schreibtisch mit seinen Geheimfächern Schmuck und Papiere erfolgreich verbarg. Aber Max Aue reagierte mit einer stoischen Gelassenheit: hatte der leseunkundige Requisiteur nur den ersten Band eines Buches in die Volksbibliothek gebracht, gab er den zweiten selbst dort ab. Als sich einige der ehemaligen österreichischen Kriegsgefangenen in ihrer Verzweiflung anschickten, auf eigene Faust durch Afghanistan zu fliehen, besorgte er eine große Schulwandkarte und hing sie auf, um die Leute durch Anschauung von der Aussichtslosigkeit eines solchen Unternehmens zu überzeugen.

Im Herbst 1919 war der Bürgerkrieg faktisch zu Ende und zum ersten Mal kamen Nachrichten von den anderen Familienmitgliedern aus Moskau und Archangelsk, aber als Max Aue eine am

7. 5. 1920 geschriebene Postkarte an seinen Vetter zweiten Grades Arthur Peltzer in Görlitz einem entlassenen österreichischen Kriegsgefangenen mitgeben konnte, waren die letzten Nachrichten aus Moskau schon wieder ein Vierteljahr alt. Die entscheidende Nachricht löste aber der Friedensschluß der Sowjetregierung mit den unabhängig gewordenen Randstaaten im Westen aus; Estland erreichte im Frieden von Dorpat (estn. Tartu) 1920 die Ausreisegenehmigung für alle in Rußland lebenden Esten – Max Aue bekam gegen Vorlage seines Taufscheins einen estnischen Paß und die Familie hatte von da an Ruhe...

Kapitel 3

Margarethe Aues Vorfahren: die Familie (von) Rascha

Bevor der Bericht über die „Repatriierung“ der Kokander Aues nach Estland fortgesetzt wird, soll eine Episode vom Ende dieser Odyssee im Oktober 1921 vorweggenommen werden. Die estnische Grenzkontrolle war erreicht, aber der Zug durfte nicht nach Narva hinein weiterfahren: es waren Scharlach und Diphtherie entdeckt worden, und die Reisenden mußten in die Quarantäne. Die Menschen quälten sich nachts über ein vereistes Feld, das Gepäck kam auf Leiterwagen nach, und hoch oben auf einem dieser Wagen „thronte“ eine alte Frau in einem Krankenstuhl: Sophie von Rascha, geb. Zwerner, Margarethe Aues Mutter. Als Max Aue erkannte, daß die Quarantäne auf dem Gelände der Narvaer Tuchfabrik eingerichtet war, rief er am nächsten Morgen deren Chef an: es war sein Vetter Hans Peltzer – dessen Großvater Napoleon, der die Fabrik zur Blüte gebracht hatte, und Max Aues Großvater Johann Georg Peltzer waren Brüder gewesen! Noch am gleichen Tag wurde die alte Frau mit Tochter und Enkeln in das Hospital der Fabrik verlegt. Isabella Nadolny hat in ihrem Peltzer-Roman „Vergangen wie ein Rauch“ die Schilderung des ersten Besuchs Napoleons in Narva ausgeschmückt: sein fünfjähriger Sohn stellte erschreckt fest, daß die Fabrik ja „auf der falschen Seite“, unterhalb der Festung Ivangorod, jenseits des alten Grenzflusses Narowa, läge. Aber in Wirklichkeit ist der Fluß erst seit der Sowjetzeit wieder Grenze; in schwedischer Zeit waren die Stadtteile zusammengewachsen und kamen ungeteilt im Großen Nordischen Krieg 1704 zum russischen und am Ende des Ersten Weltkriegs an den jungen estnischen Staat – für die Aues lag die Fabrik damals genau auf der richtigen Seite!

Schon der bisherige Gang der Darstellung verdeutlicht, daß Verwandtschaft und Familie für die Deutschen im Russischen Reich ein ausgedehntes, aber fest geknüpftes Netzwerk darstellten, in dem Vetter zweiten Grades durchaus noch zu den nahen Verwandten zählten. Dieses Netzwerk und die deutschen Kirchengemeinden, die mit ihren Schulen auch eine Art Kulturautonomie hervor-

brachten, waren die Säulen, auf denen die Identitätsbewahrung der städtischen Deutschen Rußlands beruhten, die ja nicht wie die Kolonisten in geschlossenen deutschen Siedlungen lebten oder wie die Deutschbalten bis etwa 1890 eine Autonomie mit Deutsch als Amts- und Bildungssprache genossen. Dieses Netzwerk trug das soziale Leben einer Gemeinschaft, die sonst durch keine Schranke von der Umgebung getrennt war, und aus diesem sozialen Leben bildeten sich als eines der wichtigsten konsolidierenden Elemente die Heiratskreise heraus, die im ersten Kapitel schon beispielhaft dargestellt wurden.

Aus Italien über die Ostsee

Mit der Ehe zwischen Max Aue und Margarethe von Rascha wurde wieder einmal eine Verbindung zwischen den Moskauer Deutschen, die meist über den Kontinent nach Rußland gekommen waren, und den über die Ostsee eingewanderten Deutschen hergestellt. Stockholm, Riga, Reval (estnisch Tallinn) und St. Petersburg waren die Magneten; zwischen ihnen bestand ein Netz von Migrationswegen aufgrund der vielfältigen Wirtschafts- und Kulturbeziehungen dieses Raums. Kaufleute und Handwerker, Hauslehrer und Gelehrte, Pastoren und Organisten konnten sich hier im 18. und 19. Jahrhundert trotz der großen Kriege in Friedenszeiten frei bewegen – nur für kleinbürgerliche und leibei-gene russische Untertanen des Zaren herrschten Beschränkungen. Lübeck im Südostzipfel der Ostsee wiederum verband dieses Netz mit dem kontinentalen Europa.

Auf diesem Weg war noch im 18. Jahrhundert – so berichtet die Familiengeschichte – auch ein Seidenhändler aus Como namens Rascha (urspr. Rasca? jedenfalls auf der letzten Silbe betont) jährlich zur Messe nach Reval gekommen. Sein in Mailand (ital. Milano) geborener Sohn Peter verliebte sich in eine schwedische Pastorentochter namens Lindemann, sie heirateten in Reval und er wurde Akziseeinnehmer in Arensburg (estn. Kuressaare). Er war noch katholisch; als er das letzte Abendmahl begehrte, mußte er sich an einen evangelischen Pfarrer wenden, der es ihm verweigerte – und nie wieder über die Reue ob dieser seiner Strenge hinwegkam.

Peter Raschas 1798 geborener Sohn Carl Friedrich Wilhelm wurde Stadtschreiber in seiner Vaterstadt, sein 1812 geborener jün-

gerer Bruder Gottlieb Johann kaufte die dortige älteste Apotheke Estlands, die 1746 gegründete Heidenreich'sche Apotheke. Ihre Weitergabe an die nächste Generation lief überkreuz: Friedrichs Sohn Richard studierte in Dorpat Pharmazie, aber die Apotheke übernahm Johanns Schwiegersohn Karl Julius van der Bellen. Richard heiratete van der Bellen's Schwester Josefine, aber die Apotheke war vergeben: er verließ wie viele Deutschbalten die Ostseeprovinzen, um im eigentlichen Rußland Arbeit zu suchen, und fand sie auch als Apotheker im nahen St. Petersburg. Er wurde später wieder Akziseeinnehmer wie sein Vater – bei Pleskau (russ. Pskow), immer noch nahe an den Provinzen – und siedelte erst 1881 nach Moskau über.

Constance van der Bellen, die wie ihr Vater noch „richtig italienisch“ ausgesehen haben soll, erlebte sogar ihren 100. Geburtstag, gefeiert von den unter Hitler 1939 in das Deutsche Reich und den „Warthegau“ umgesiedelten Baltischen Deutschen. Zuvor, noch in der Zwischenkriegszeit zwischen den beiden Weltkriegen, besuchte Emma Aue, Wilhelm Aues älteste Tochter, die alte Dame von Stockholm aus in Estland. Der Verwandtschaftsgrad ist schwer zu bezeichnen: „Tante Tanny“ war die Tochter des Großonkels ihrer Schwägerin. Welcher Zusammenhalt aber herrschte, zeigt folgendes Detail: Tanny gibt Emma zum Abschied für Margarethe einen silbernen Teelöffel mit, den Margarethes Sohn Schura später aus seinem Besitz nach der Perestroika um 1990 zu den Verwandten nach Rußland mitnehmen wird...

Aus dem Baltikum nach Moskau

Schon früher nach Zentralrußland gegangen war Richards Onkel (Margarethe Aues Großonkel) Johann Peter Karl – als Gutsverwalter in Pensa; er heiratete eine Russin, und die große Familie „verrusste“, wie die Deutschbalten es ausdrückten. Aber ein Enkel, der in Moskau Medizin studierte, besuchte viele Male die von Raschas in Moskau – auch wenn er kein einziges Wort deutsch sprach, so war das Verwandtschaftsbewußtsein weiterhin lebendig.

Aber wie war Margarethe selbst nach Moskau gelangt? Ihr Vater Peter Philipp Theodor war das vorletzte von 11 Kindern und der jüngste Sohn des o.g. Arensbürger Stadtschreibers Friedrich Rascha – für eine Universitätsausbildung war da kein Geld mehr übrig,



Abb. 10. Margarethe Aues Großmutter Margarethe Zwerner stammte aus der Lübecker Zinngießerfamilie Tiedemann; ihr Mann hatte sie auf seinen Wanderjahren kennengelernt und holte sie 1833 nach St. Petersburg nach.

zumal das Jurastudium des Bruders Constantin fast acht Jahre dauerte. So ging Theodor Anfang der 1860er Jahre nach Moskau, um Geld zu verdienen. Er machte allerdings schnell eine Karriere im Geschäftsleben und brachte es bis zum Leiter der Tee-Abteilung des moskaudeutschen Handelshauses Knoop. Nun lebten in Moskau in dem Pensionat der Französin Mademoiselle Lebrun zwei Brüder Zwerner, beide krank, um die sich ihre Schwester Sophie kümmerte; dort lernte Theodor Rascha sie kennen. Sie war den Brüdern aus St. Petersburg zu Hilfe gekommen und fand in Moskau eine Stellung als Erzieherin des einzigen Sohnes bei der reichen französischen Familie Catoire de Bi(ll)ancourt. Dazu war sie qualifiziert, denn sie hatte immerhin bis zum 16. Lebensjahr die St.-Annen-Schule in St. Petersburg besuchen können und dann als Kindermädchen gearbeitet. Diese ursprünglichen deutschen Kirchenschulen im Nordwesten des russischen Reiches waren durch die Schulreform Katharinas der Großen zu ersten Pflanzstätten der Frauenbildung im gesamten Norden Europas geworden; die Mädchen hatten in ihnen den gleichen Lehrplan wie die Jungen, jedoch eine Fremdsprache mehr! Es wird in dieser Familiengeschichte sich noch mehrmals zeigen, daß die Bildung ihrer Frauen die städtischen Deutschen Rußlands oft über Wasser hielt, wenn die Tüchtigkeit ihrer Männer nicht mehr half oder versagte.

Lübecker Verbindungen

Sophie Zwerner hatte – wie ihr Mann – Wurzeln jenseits der Ostsee. Ihr Großvater Christian Heinrich (1764–1844) war aus Lahr in Baden eingewandert und Handschuhmacher in St. Petersburg, sein Sohn Christian Alexander lernte das Zinngießerhandwerk, einen aussichtsreichen Beruf, da Zinngeschirr damals noch weit verbreitet war. Seine Wanderjahre führten ihn auch nach Lübeck zu dem Zinngießer Daniel Hinrich Tiedemann; dessen Tochter Margarethe reiste ihm 1833 zur Hochzeit nach St. Petersburg nach. Sein Andenken als eines ansehnlichen und freundlichen Mannes lebte fort, obwohl er als Alkoholiker seiner Frau Kummer bereitete; während einer Choleraepidemie ging er verschollen, obwohl sie ihn in allen Krankenhäusern suchte.

Daß Zwerner bei Tiedemann in die Lehre ging, war vielleicht kein Zufall, denn dessen ältester Sohn Georg Peter war 1829 schon

in St. Petersburg als Maler tätig. Ihm brachte der Weg in die Zarenstadt mehr Glück: er spezialisierte sich als Schlachtenmaler, wurde 1857 in die Akademie aufgenommen, starb aber 1887 in Deutschland. Er überredete den jungen Lübecker Malerlehrling Johann Asmus Jürgen (später: Georg von) Bothmann 1829, ebenfalls nach St. Petersburg zu kommen, wohin dieser nacheinander zwei Schwestern Tiedemann als Ehefrauen nachholte. Bothmann gelangte zu hohem Ansehen; Zar Nikolaus I. wurde auf ihn aufmerksam, ließ ihn den Thronfolger malen und zeichnete ihn daraufhin mit einem Brillantring aus. Er schuf weitere Zarenbilder, die an Fürst Metternich, Kaiser Wilhelm I. und König Oscar von Schweden verschenkt wurden, und setzte sich 1887 in Dresden zur Ruhe. Wohl nach seinem Tod 1891 besuchten Theodor und Sophie von Rascha mit ihren Kindern, der neunjährigen Ellinor und ihrer vier Jahre jüngeren Schwester Margarethe, die sächsische Hauptstadt, wo Margarethes Großmutter bei ihrer älteren Schwester Marie (geb. Tiedemann, verw. Knoop/Petersburger Linie) Aufnahme gefunden hatte. Bei diesem Besuch schenkte Bothmanns Witwe ihrer Großnichte Ellinor den Brillantring des Zaren – er sollte ihr noch einmal sehr nützen.

Rückkehr in das Baltikum?

Die beiden Raschas, jetzt wohlhabende „self-made-people“, versuchten wieder in den Baltischen Provinzen Fuß zu fassen, wo nur noch zwei Urenkelinnen des Italieneinwanderers diesen Namen trugen. Es war ein Stück Heimkehr, sonst hätte Theodor sich nicht 1881 in die dritte Klasse des livländischen Adels eintragen lassen. Er hatte sein bei Knoop in Moskau verdientes Geld in den Ausbau einer Reisstärkefabrik in Sassenhof bei Riga investiert. Eine seltsame Parallele: wie Max Aues Vater hatte auch Margarethe Aues Vater eine lukrative Anstellung im Handel aufgegeben, um einen bedarfsorientierten Industriebetrieb im Lande aufzubauen. Es ging ihm nicht besser: Stärke war damals zwar ein gefragtes Produkt, aber die Reisimporte und Schälmaschinen zehrten Gewinn und Kapital auf. Sparen hatten die beiden Eheleute gelernt, sie gaben Stadtwohnung und -kontor auf, trieben Landwirtschaft zur Selbstversorgung – aber 1895 mußte das Unternehmen aufgegeben werden.

Die Familie ging nach Moskau zurück, wo der Vater bis zu sei



Abb. 11. Margarethe Aues Eltern Theodor von Rascha und Sophie geb. Zwerner, aufgenommen Anfang der 1890er Jahre.

nem Tod 1907 nur noch ein bescheidene Tee-Agentur betrieb. Immerhin blieb ihnen die Verbindung in das Baltikum durch zahlreiche Sommeraufenthalte auf Majorenhof am Rigaer Strand erhalten. Diese Villa bewohnte Theodor von Raschas Schwester Alwine Lange und ihr Mann, seit er von seinem Dienst als Militärarzt in Südrußland pensioniert war, zusammen mit zwei weiteren unverheirateten Schwestern. Ellinor und Margarethe, die Töchter, die in Riga während der Russifizierung des öffentlichen Schulwesens eine deutschsprachige Mädchenschule besucht hatten, kamen nun in die Schule von Félicie Mannsbach, eine russischsprachige Privatanstalt, eine Eliteschule unter dem Protektorat eines Fürstenpaares Galizyn. Die Ausbildung war durch Geld aus dem Erbe ihrer Dresdner Großtante Marie Knoop gesichert, aber die tüchtigen jungen Frauen gaben bald selbst Privatunterricht und arbeiteten dann als Lehrerinnen. Bei einem Fortbildungskurs war Ellinor mit Christine Aue zusammen, und so begann Margarethes Bekanntschaft auch mit deren „Turkestaner Bruder“ – Max Aue.

Ellinor von Rascha hingegen heiratete 1908 Alexander Bittrich, Sohn der Witwe Bittrich, der Korsettschneiderin aller bekannten Schauspielerinnen Moskaus. Bittrich hatte Forstwesen studiert (u.a. an der alterwürdigen Forstschule in Tharandt in Sachsen) und betrieb Forschungsarbeiten in den riesigen Wäldern Nordrußlands. Ellinor zog mit an seinen Dienstsitz Archangelsk und nahm anfangs an den Expeditionen teil; ein großes Herbarium für die Forstakademie war ihr Werk. Bittrich war ein stattlicher Mann, ein großer Bärenjäger und guter Waldhornist – aber er verschwand im oder nach dem Ersten Weltkrieg aus dem Leben der Familie. Erst nach Ellinor Bittrichs Tod (1976) nahm er Verbindung mit seiner Tochter Tanja auf.

Nach Krieg und Revolution in Rußland: Rückwandern oder bleiben?

Kapitel 4

Schweden oder Deutschland? Die Schwestern Aue in Stockholm

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs im Sommer 1914 traf eine globale Gesellschaft in ihren zentralen Nerv. Margarethe von Rascha hielt sich zur Zeit des Attentats von Sarajewo in Österreich-Ungarn auf – dem Land, dessen Thronfolger ermordet worden war; sie hatte nämlich ihre Mutter zu einer Kur nach Karlsbad begleitet. Mit Mobilmachungen und gegenseitigen Kriegserklärungen beendeten die Großmächte in vier Wochen eine Epoche von fast 100 Jahren, in der sie immer verstanden hatten, das Auswachsen größerer Konflikte zu vermeiden. Die beginnenden Feindseligkeiten zerschnitten ein Netz von Begegnungslinien, auf denen sich die Besitzenden unbeschwert bewegt hatten, das aber selbst den Armen (z.B. als Saisonarbeitern oder Kindermädchen) begrenzte Mobilität ermöglicht hatte.

Schon während der Rückreise nach Rußland, von der die Schiffspassage von Stettin nach Riga schon in Frage gestellt war, kamen Margarethe auf den Bahnhöfen Züge mit mobilisierten Soldaten entgegen. Daß man aber bei drohender Kriegsgefahr zwischen Zar und Kaiser wählen, als Deutsche nach Deutschland reisen und nicht nach Rußland zurückkehren sollte, war ihr ein fremder Gedanke. Rußland war ein Vielvölkerreich, dessen deutsche Minderheit oft als sein „zweites Staatsvolk“ bezeichnet worden ist. Man war loyal zum Zaren und kehrte in seinen Heimatstaat zurück.

Dort machte sich der Kriegszustand schon bemerkbar. Die deutschen Reichsbürger in Helsinki entgingen der drohenden Internierung nur, weil ein deutschbaltischer General ihnen durch eine Vorwarnung die Abreise über den Landweg nach Schweden

ermöglichte. Max Aue konnte seinen Chef, Direktor Schimunek, nur noch in Wologda in der Taiga besuchen, wo er als Bürger der österreichisch-ungarischen Monarchie interniert war. Aber die deutschsprachigen Untertanen des Zaren erwarteten, daß für sie das Leben in geordneten Bahnen weiterginge. Die Söhne der Familie Aue hatten als im Ausland geborene keinen Einsatz an der Front, sondern nur in der Landwehr zu erwarten; der jüngste Bruder, Felix Aue, meldete sich jedoch freiwillig zum Sanitätsdienst – ganz im Sinne der deutschen Vereine, die die Deutschen zu den Fahnen des Zaren riefen.

Aber nur Max Aue und seine Familie konnten relativ unbehelligt leben – im fernen Turkestan. Im Zentrum des Zarenreiches hingegen diffamierte man die deutschsprachigen russischen Staatsbürger trotz ihrer Loyalität bald als Agenten des Feindes und unterwarf sie Restriktionen: sie wurden aus den frontnahen Gebieten als unzuverlässige Elemente zwangsumgesiedelt, sie durften kein Land mehr kaufen, verkaufen oder pachten, und in einer 160 km tiefen grenznahen Zone wurde ihr Grundbesitz zwangsverkauft. Die Hetze der Presse führte dazu, daß im Mai 1915 in Moskau 759 deutsche Wohnungen und Geschäfte ohne Eingreifen der Polizei geplündert wurden – auch die der Aues.

Ausreise mit dem Ziel Deutschland

In dieser Situation entschloß sich Christine Aue, Rußland zu verlassen. Nichts wird über irgendwelche Schwierigkeiten bei ihrer Ausreise über Finnland nach Schweden im August 1915 berichtet. In Tornio am Nordende des baltischen Meerbusens war die Grenze nach Schweden durchlässig – das autonome Finnland, im Verfassungskonflikt mit dem Russischen Reich, kontrollierte nicht mehr effektiv an der Grenze, über die sich auch seine eigenen jungen Männer nach Deutschland durchschlugen, um sich dort zum Kampf gegen Rußland ausbilden zu lassen. Offenbar waren aber nicht waffenfähige Feindstaatenbürger keinen so strengen Beschränkungen unterworfen, denn Christines Schwester Sophie konnte Rußland ebenfalls im Krieg (über Rumänien) verlassen. So war der Schritt selbst unspektakulär, aber er wurde über einen sich immer weiter verbreiternden Riß hinweg vollzogen, der sich schon einige Jahre vor 1914 zu öffnen begonnen hatte – und zwar über-

raschend. Die beiden Kriege, die Russen und Deutsche im 20. Jahrhundert gegeneinander führten, waren ja keineswegs der Endkampf einer jahrhundertelangen Konfrontation.

Rußland, Österreich und Preußen waren nämlich keine traditionellen Gegner gewesen. Sie betrachteten sich immer als potentielle Partner gegenüber potentiellen gemeinsamen Feinden – etwa Schweden im Norden und Türken im Süden; Polen hatten sie 1772–1795 einvernehmlich unter sich aufgeteilt. Alle drei verstanden sich als Vielvölkerstaaten, deren Bindeglied der jeweils gemeinsame Monarch war. Ein Deutscher, der in Rußland lebend seine alte Staatsangehörigkeit behielt, galt also keineswegs als „möglicher Agent eines mächtigen Feindstaates“ – weder als preußischer noch als lübeckischer oder Schwarzburg-Rudolstädter Untertan. Und der Status der Ausländer war auch für Rußland praktisch: er schuf eine mobile Schicht von Freien, ohne die festgefügte, auf Abhängigkeit gegründete russische Sozialordnung aufzubrechen.

Alle diese jahrhundertlang stabilen Bedingungen änderten sich in wenigen Jahrzehnten um 1900 schneller, als die Betroffenen sich darauf einstellen konnten. Preußen war Führungsmacht in einem kleindeutschen Nationalstaat geworden, der plötzlich seine auswärtigen Bürger reklamierte – zum Beispiel zur Ableistung der Wehrpflicht. Rußland hatte sich reformiert: russischer Untertan werden und freier Bürger sein war kein Gegensatz mehr: damit war ein bisher immer verständliches Argument weggefallen, das von Ausländern gegen eine Integration in die russische Gesellschaft angeführt worden war. Sie wurde nunmehr vom Gastland doch erwartet, und die Aues hatten sie durch Akzeptanz der russischen Sprache und teilweise Einbürgerung ein gutes Stück weit geleistet. Dieser Prozeß machte aber erstmals den Unterschied zwischen Deutschen Rußlands und Deutschen ausländischer Staatsangehörigkeit in Rußland sichtbar. Lange Zeit hatte man sich in den gleichen Gemeinden, Schulen und Wohltätigkeitsvereinen zusammengefunden – jetzt gab es Zusammenschlüsse, die sich besonders an deutsche Reichsbürger richteten und die Pflege der Verbindung zum Mutterland und dessen Staatsbewußtsein als Hauptzweck hatten. In dieser Atmosphäre bekam die Option für Deutschland einen realen Gehalt, noch bevor der Krieg die Entscheidung zwischen den Fronten anmahnte.



Abb. 12. Christine Aue in Schwestertracht, München 1918. Sie verließ Rußland zu Beginn des Ersten Weltkriegs, um auf deutscher Seite den Verwundeten des Krieges zu helfen.



Abb. 13. Felix Aue in der Uniform eines Sanitätsunteroffiziers der Russischen Armee. Er war wie seine Brüder russischer Bürger geworden, weil er sonst in Deutschland Wehrdienst hätte leisten müssen. Er meldete sich am Anfang des Krieges als Freiwilliger, um Kriegsverwundeten zu helfen; die Aufnahme entstand in Jekaterinoslaw (nach 1917: Dnjepropetrowsk).

Christine Aue nahm mit ihrem Weggang aus Rußland aber zugleich noch einmal einen Anlauf, sich endlich ihren Wunsch nach einer medizinischen Ausbildung zu erfüllen. Allerdings schwankte sie, ob sie damit nicht ihre Verpflichtungen gegenüber ihrer Familie vernachlässige. Durch die gesamte Geschichte der Familie Aue zieht sich wie ein roter Faden die Erfahrung, daß in Notlagen oft Verwandte, und seien sie noch so entfernt, Hilfe und Unterstützung bedeuteten. Aus Christine Aues Briefen erfahren wir aber auch, welchen Erwartungsdruck dieser Familienzusammenhalt auslöste und wieviel Zurücknehmen der eigenen Person er forderte. Die Konflikte zwischen Pflicht und Neigung sowie der Krieg zwischen Rußland und Deutschland belasteten sie so sehr, daß sie im Mai 1917 schrieb: „Was mich persönlich anbetrifft, so wäre ich am liebsten schon im Jenseits. Wenn ich an all das Elend denke, das dieser Krieg gebracht hat und noch bringen wird, so verläßt mich der Glaube an die Menschen. ... Solange ich jedoch gesund bin und arbeiten kann, wäre es gar zu feig, wollte ich mir das Leben nehmen, um den Jammer nicht länger ansehen zu müssen.“ Die Maxime des letzten Satzes hat sie noch für ein langes Leben in die Pflicht genommen: erst 1972 starb sie in Stockholm, und in der Krankenpflege hat sie nie dauerhaft arbeiten können...

Zwischenhalt in Stockholm

Bis Christine endlich nach Deutschland ging, war bereits der September 1917 gekommen, obwohl sie seit 1915 mit ihrem Vetter Reinhold Aue in Görlitz in Verbindung stand – dem Sohn von Wilhelm Aues älterem Bruder Julius und Eigentümer einer Gasinstallationsfirma. Sie hatte nach ihrer Ankunft in Schweden zunächst bei der Firma AB Lux Arbeit angenommen, um in Stockholm eine Zuflucht für ihre Geschwister zu schaffen. Bis zum Juni 1916 waren auch Emma und Sophie, Christines zwei älteste Schwestern, dort eingetroffen: Emma aus England, wo sie während eines Besuchs bei ihrer Tante Anna Delius geb. Peltzer vom Kriegsausbruch überrascht wurde und dann über ein Jahr als Deutschlehrerin dort gearbeitet hatte, Sophie über Rumänien. Die beiden berufslosen ledigen Frauen um fünfzig mußten sich in der neuen Umgebung mit Stellungen in Familien und mit Übersetzungen ernähren; im Sommer 1916 arbeiteten sie au-pair auf Gotland bzw.

nahe Stockholm. Ein unverlierbares Kapital hatten sie retten können: die fließenden englischen Sprachkenntnisse, die ihre Mutter so hartnäckig hochgehalten hatte – wissend, daß in der Vielfalt mehr Reichtum ist als Stärke in der Einheitlichkeit. Damals begann die Weltgeltung der Vereinigten Staaten von Amerika, und die Praxis in der neuen Weltsprache waren oft bei der Arbeitssuche das entscheidende Plus aller Aue-Schwestern gegenüber Emigranten, die „nur“ Russisch, Französisch und Deutsch beherrschten.

Christine Aue wurde bis zum Beginn ihrer Schwesternausbildung als „Kriegspflegerin“ in einem Lazarett in Italien eingesetzt und danach auf ihre erste Stelle nach Krefeld geschickt. Aber in Deutschland stieß sie auf Mißtrauen und fühlte sich einsam, und so kehrte sie 1920 von ihrem Sommerurlaub in Schweden nicht mehr zurück. In Stockholm gründete nämlich der junge Sowjetstaat eine Eisenbahnkommission, die Beschaffung und Entwicklung von Lokomotiven im Ausland betrieb. Chef der Verkehrsverwaltung war ein Kollege von Willy Aue aus der Zeit bei Siemens-Schuckert in Moskau geworden, und so hatte Christine Aue gute Referenzen. Sie arbeitete noch bis 1935 bei sowjetischen Stellen, u.a. 1923/24 bei einem Lokomotivenentwicklungsprojekt in Newcastle. Mit einem Zusammenbruch der Sowjetunion rechnete sie nicht: eine baldige Normalisierung des Umgang mit dem revolutionären Staat schien ihr das Beste für seine Bürger. Mit ihrer Arbeit konnte sie daran mitwirken, besser Verbindung zu ihrer Familie in Moskau halten und deren mögliche Ausreise nach Stockholm vorbereiten.

Nachzug der Mutter und Schwester aus Moskau

Aber 1920, als die Ausreise für Christines Schwester Meta und ihre Mutter Emma Aue möglich war, wollte diese ihren tuberkulosekranken Sohn Georg und dessen Frau mit den drei Kindern nicht im Stich lassen, über deren Schicksal im nächsten Kapitel berichtet wird. Erst im September 1921 kamen sie und Meta über Petrograd mit einem umgebauten norwegischen Truppentransporter nach Swinemünde. Die alte Frau hatte sich auf der Reise eine Bronchitis geholt und rang in Stettin im Krankenhaus mit dem Tode, aber daß ihre Stockholmer Töchter Emma und Christine plötzlich an ihrem Bett standen, muß ihr wieder Auftrieb geben

haben. Zwar hatte sie eigentlich nach Deutschland gewollt, aber nun zogen auch sie und ihre Tochter Meta nach Stockholm. Diese hatte – mit Unbedenklichkeitsbescheinigung der Abteilung wissenschaftliche Bibliotheken des Volkskommissariats für Erziehung! – neun Bücher ausführen dürfen, ihre englische Familienbibel, eine schwedische Grammatik und mehrere Lehrbücher für englische Handelskorrespondenz: ihr Rüstzeug für ein neues Leben.

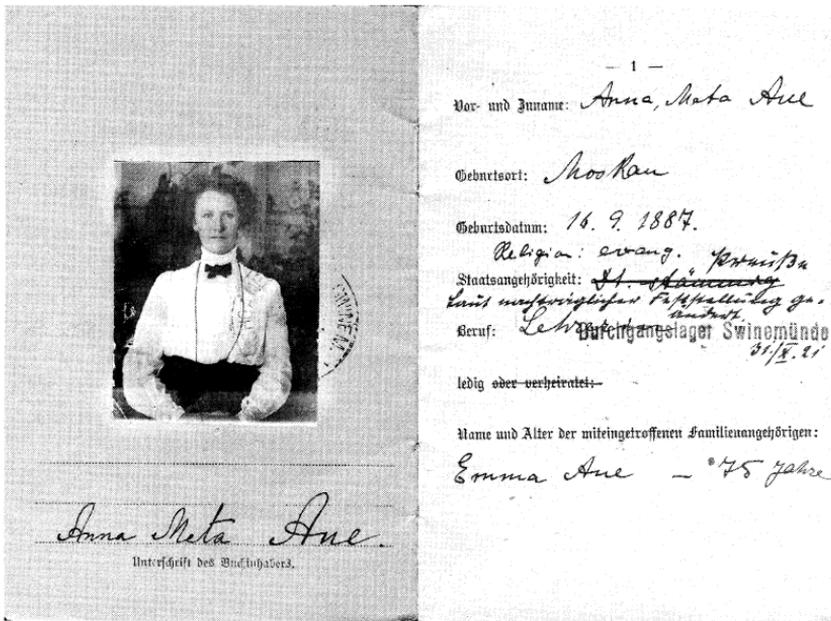


Abb. 14. Meta Aues am 28. Oktober 1921 vom Roten Kreuz in Swinemünde ausgestellt „Ausweibüchlein für den Auslandsflüchtling“, in dem auch ihre Mutter Emma Aue geb. Peltzer als mitreisende Familienangehörige aufgeführt ist. Sie erhielt ihn im Umtausch gegen einen Passierschein der Moskauer „Deutschen Fürsorgestelle für Kriegs- & Zivilgefangene“, dieser wiederum war aufgrund eines vom Deutschen Arbeiter- und Soldatenrat Moskau ausgestellten Ausweises ausgehändigt worden. Der in Moskau anstandslos bescheinigte Status als Reichsangehörige war offenbar in Swinemünde zunächst angezweifelt worden, aber bereits am 31.10.1921 hatte Meta Aue einen ein Jahr gültigen Deutschen Reisepaß.

In der schwedischen Hauptstadt entstand so ein Zentrum der Aue-Familie; die „Stockholmer Tanten“ sorgten mit fast täglichen Briefen und der gewissenhaften Weiterleitung von Durchschlägen, Abschriften oder Zusammenfassungen von Nachrichten für einen Zusammenhalt zwischen Aues und geborenen Peltzers in vier Ländern, der nach Rußland erst mit den Säuberungen unter Stalin nach 1937 abbrach. Anfangs waren ja Besuche möglich: Christine besuchte z.B. 1929 die Sowjetunion, Emma brachte 1934 die Urne ihrer Mutter zur Beisetzung im Familiengrab nach Moskau. Unzählige Pakete wurden immer dorthin geschickt, wo gerade Not war: in den zwanziger Jahren nach Rußland, im Winterkrieg 1939/40 und Fortsetzungskrieg 1941/44 nach Finnland, danach in das kriegszerstörte Mitteleuropa. In die Rolle der einseitig gebenden „reichen Verwandten aus dem Westen“ drängte sie die Familie jedoch nicht: Willy und Felix Aue waren noch 1926 bereit, mit Überweisungen aus Rußland zum Unterhalt ihrer Mutter beizutragen, und auch von Bertha trafen zu entsprechenden Anlässen Geschenke ein – oder Geld mit der Bitte, etwas Passendes zu besorgen.

Die Verhältnisse in Schweden gaben den Schwestern und ihrer Mutter Zuversicht und Sicherheit; der soziale Wohlfahrtsstaat ermöglichte ihnen, mit ihrer Hände Arbeit einen gewissen Wohlstand zu erreichen, auch wenn es für Sophie manchmal schwierig war, eine Anstellung zu finden. Trotzdem schrieb Christine an Max auf den Vorschlag, doch in Stockholm eine Immobilie zu erwerben: „Wir haben uns noch nicht an den Gedanken gewöhnt, den Rest unseres Lebens hier in Schweden zu verbringen. Ich würde es vorziehen, meine Tage in Deutschland oder in der Nähe von Moskau zu beschließen.“ Meta Aue hatte noch in Swinemünde ihre Papiere dahingehend berichtigen lassen, daß sie nicht nur deutscher Nationalität, sondern Staatsangehörige Preußens sei. Erst in den dreißiger Jahren, als Hitler Deutschlands und Europas Wohl erkennbar aufs Spiel setzte, gaben die Stockholmer Aues ihre deutschen Pässe ab und wurden Bürgerinnen Schwedens...

Kapitel 5

Aues als Rückwanderer in die Schweiz

Die Schwestern Aue in Stockholm waren dorthin aufgrund eines komplizierten Prozesses von Entscheidungen und Zufällen verschlagen worden, bei denen letzten Endes aber ihre noch bestehende deutsche (preußische) Staatsangehörigkeit wesentlichen Ausschlag gab. Für die Brüder Aue war ihre zuvor erworbene russische Staatsbürgerschaft im Grundsatz ein Hindernis, das Land zu verlassen. Aber eine ähnliche Möglichkeit wie für Max Aue aufgrund seiner Geburt in Estland tat sich auch für die Familie des 1878 geborenen drittältesten Sohnes Georg auf – tragischerweise erst nach (und aufgrund von) dessen frühem Tod im Alter von 43 Jahren! Auch diesmal war eine Heiratsverbindung der Art ausschlaggebend, wie sie im ersten Kapitel behandelt wurden.

Einheirat in eine erfolgreiche Rußlandschweizer Familie

Georg Aue ehelichte nämlich 1910 Julie Risch, die Tochter von Carl Hugo Risch (1841–1918), einem erfolgreichen Unternehmer aus der Textilbranche, in der ja auch Georgs Vater tätig war. Risch war Millionär; neben seinen Fabriken hatte er die international agierende Versicherungsgesellschaft „Jakor“ (russ. für „Anker“) gegründet. Er konnte in Moskau ein Haus mit 20 Zimmern und acht Dienstboten halten sowie sich sommers eine Datscha in Zarizyno, 20 km südlich von Moskau nahe den Ruinen eines Schlosses Katharinas der Großen, mieten. Risch war Schweizer; in Moskau lebten mindestens 500, in St. Petersburg über 800, im gesamten Russischen Reich etwa 6000 Personen aus dem Alpenland. Diese Einwanderergruppe ist aufgrund des vom Schweizer Nationalfonds geförderten Projekts „Schweizer im Zarenreich“ gut erforscht. Vor 1800 kamen Künstler und Wissenschaftler, danach vor allem Zuckerbäcker, Käse- und Milchwirtschaftsspezialisten, Erzieherinnen und industrielle Fachleute nach Rußland. Carl Rischs Vater Johann war 1827 aus Tschappina in Graubünden in die russischen Ostseeprovinzen ausgewandert und hatte in Riga eine Konditorei betrieben. (Auch Carl Fazer, Gründer der berühmten Konditorei in

Helsinki, stammte aus Graubünden – aber er kam als gelernter Kürschnermeister nach Finnland; offenbar hat der gute Ruf seiner Landsleute auf diesem Gebiet auch dem „Seiteneinsteiger“ genützt!)

Ein Dieselmotor-Pionier in einem Staatsbetrieb

Georg Aue hatte die bei den Aues allgemeine naturwissenschaftlich-technische Begabung und studierte Maschinenbau; er wurde Assistent des russischen Pioniers im Dieselmotorenbau, Professor Grinevezki, der seine Versuche an den großen Petersburger Putilov-Werken durchführte. 1912 zog die junge Familie (ein Jahr zuvor war der älteste Sohn George geboren) nach Moskau, wo der Vater bei einer Vertretung für – hauptsächlich amerikanische – Werkzeugmaschinenhersteller arbeitete.

Von Krieg und Revolution blieb die Familie in ihrer ruhigen Wohngegend an einem Parkring um die Innenstadt (s. Abb. 15) recht unbehelligt – der George erinnerte sich jedoch an die Kugeln, die sein Vater im Büro aus der Wand gekratzt und zu Hause gezeigt hatte. Aber in die Wohnung wurden drei weitere Familien einquartiert, so daß für die jetzt fünfköpfige Familie ein Zimmer ausreichen mußte. Die Brennstoffversorgung Moskaus war zusammengebrochen; die Bewohner der 26 Wohnungen des großen Hauses zogen selbst in die umliegenden Wälder, um zugeteiltes Holz zu schlagen und heimzuholen. Sie schafften es, daß die Zentralheizungsanlage am Laufen blieb und nicht – wie zum Beispiel in der Schule des jungen George – von der Kälte zerbarst. Aber Georges Vater kosteten diese Holzexpeditionen das Leben: er erkältete sich, und eine Lungenentzündung verschlimmerte sich zur Tuberkulose, die zwar zunächst geheilt wurde, aber 1921 wieder ausbrach und schnell zum Tode führte.

Georg Aue war natürlich froh gewesen, neue Arbeit bei der Planung des Eisenbahnausbesserungswerks „Moscherez“ in Ljublino bei Moskau zu finden, aus dem sich einmal die Diesellokzentrale der gesamten Sowjetunion entwickeln sollte. Seit 1920 wohnte die Familie in einem Holzhäuschen der Werkssiedlung – die ganze Ansiedlung wurde von Wanzen geplagt, aber das Gelände war ein Paradies für die beiden Buben George und Hans, für die es dort keine Schule gab. Auch war außerhalb Moskaus die Lebensmittel-



Abb. 15. Moskau, Wohnhaus in der Straße Tschistyje prudy („Klare Teiche“), aufgenommen im Jahr 2000. Es stammt aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg und war damals ein modernes Haus mit Eigentumswohnungen und Zentralheizung. Hier wohnten im dritten Stock Georg Aue bis zu seinem Tod im Sommer 1921 und seine Hinterbliebenen bis zu ihrer Ausreise im Herbst desselben Jahres – sein Türschild hat sein Sohn George noch 1963 an der Tür gesehen. Damals bewohnten die Hinterbliebenen von Wilhelm Aue jr. (Willy) die Wohnung – seine Witwe Agrippina und ihre Tochter Walentina.

versorgung ja besser; die Familie hatte zwar auch dort nie hungern müssen, aber doch eine Weile nur Rösti auf Lebertran zum Frühstück gehabt! Nun hielt die Mutter eine Ziege, der Vater „bestellte“ Lebensmittel bei den Zementtransporten aus dem 1000 km entfernten Zarizyn (später als Stalingrad bekannt), und der neunjährige George verdiente mit Nachhilfestunden täglich einen halben Liter Milch.

Wie seine Geschwister engagierte Georg sich auch mit seinem gesamten technischen *know-how* in der nach Krieg und Revolution nur noch holprig laufenden Wirtschaft. Seinem Sohn, der ebenfalls



Abb. 16. Die drei Kinder Georg Aues und seiner Rußlandschweizer Ehefrau Julie geb. Risch im Garten des Hauses „Tschistyje prudy“ in Moskau (1915). Links Hans Aue mit der Köchin Natascha, in der Mitte Nora auf dem Schoß des Kindermädchens Dunja, rechts George und Wera, das Zimmermädchen.

sein Leben lang begeistert an der Weiterentwicklung von Dieselmotoren arbeiten würde, hat sich manches technische Husaren-

stück eingepreßt, mit dem die Elektrizitätsversorgung des Betriebs aufrechterhalten wurde, z.B. wie Strom aus einem dreiphasigen Generator in eine zweiphasige Leitung eingespeist wurde!

Die Witwe sucht den Weg zurück in die Schweiz

Die Regierung der Schweiz hatte für ihre in Rußland lebenden Bürger Ausreisegenehmigungen erwirkt, so daß schon 1918 alle Rischs das Land verließen. Nach Georg Aues Tod versuchte seine Witwe, sich auf ihre vor ihrer Heirat bestehende Schweizer Staatsbürgerschaft zu berufen. Hilfreich für ihr Ausreiseerlaubnis war jedoch wohl zunächst, daß Arthur Peltzer in Görlitz (dem Max Aue aus Kokand über einen österreichischen Kriegsheimkehrer Nachrichten an die Verwandtschaft übermittelt hatte) sich auch hier wieder für die Familie seiner Kusine Emma Aue einsetzte und ihrer Schwiegertochter eine Aufenthaltserlaubnis in seiner Stadt erwirkte. Zusammen mit 12 weiteren Schweizern kamen Mutter und Kinder auf dem gleichen Transport, mit dem auch Georgs Mutter und Schwester ausgereist waren, nach Swinemünde. Aber der Schweizer Konsul in Stettin hielt ihre Papiere nicht für ausreichend, um in die Schweiz einzureisen, so daß sie in Berlin bei einer Kusine von Julie Aue, Tochter von Carl Rischs Bruder Oscar, Unterschlupf suchen mußten. Aber zufällig war Julies Bruder, der als Kurier im auswärtigen Dienst der Schweiz Arbeit gefunden hatte, in Berlin und konnte die verweigerte Einreisegenehmigung noch erwirken. Er trat den Neuankömmlingen ein Zimmer seiner Vierzimmerwohnung in Zürich ab und rückte anderthalb Jahre mit seinen vier Kindern zusammen.

Der Neubeginn in der Schweiz war nicht einfach: Carl Risch brauchte lange, um eine Anstellung als Steuersekretär zu finden, aber er war mit den Einkünften aus der norwegischen Tochtergesellschaft seiner Versicherung in der Lage, die bedürftigen Verwandten Aue zu unterstützen. Viele Rückgewanderte hatten sich in der Vereinigung der Rußlandschweizer zusammengeschlossen, die um Entschädigungen kämpfte, aber auch das soziale Leben einer richtiggehenden rußlanddeutschen Kolonie organisierten – mit einer Bibliothek und geselligen Veranstaltungen, auf denen sich auch noch viele neue Partnerschaften aus dem alten Lebenskreis fanden. So heiratete Nora, das jüngste der drei „Schweizer“ Aue-

Kinder, im Jahre 1937 ihren ebenfalls in Rußland (1909) geborenen Vetter Jürg Nabholz. (Ihr schlichtes Hochzeitskleid hatte sie aus der Schleppe des Hochzeitskleids ihrer Mutter genäht – das Kleid selbst hatte Julie Aue geb. Risch schon nach der Revolution in Moskau verkauft und wegen der Inflation für das Geld am nächsten Tag nur noch ein paar Lebensmittel bekommen.)

Die Jungen hätten in der Schweiz fast noch einmal wie die gerade schulpflichtige jüngere Schwester Nora neu mit der Schule anfangen müssen; Hans hatte ja in Rußland nie eine Schule besucht; George, den man im Revolutionsjahr bei der Einschulung vergessen hatte, konnte zwar noch zu Weihnachten 1917 ins erste Schuljahr der Moskauer reformierten Kirchenschule eintreten, hatte aber 1918 nur noch wenige Wochen Unterricht gehabt. Dort war aber nicht nur Russisch offizielle Unterrichtssprache, sondern Deutsch wirkliche erste Fremdsprache geworden – zu Hause hatte man nur Russisch gesprochen! Er konnte also keinesfalls an ein in Rußland bewahrtes Schweizertum anknüpfen – nicht einmal seine Mutter lernte wieder Schweizerdeutsch in der neuen „alten“ Heimat. Eher wird an George Aues Beispiel die hohe Akkulturationskraft Rußlands in seinem „silbernen Zeitalter“ erkennbar. Mit den in der Revolution von 1905 errungenen bürgerlichen Freiheiten hatten die Minderheiten das Recht erhalten, Privatschulen zu gründen, aber ihre potentiellen Schüler wechselten zur Kultur des russischen Gesamtstaates über, der sich zunehmender Akzeptanz erfreute – erst der Krieg legte erbarmungslos seine Mängel bloß.

Aber George war im Rechnen noch schneller als die fünfte Klasse, in die er gehörte, und durfte in ihr bleiben. Er entwickelte sich „wie ein Setzling, der aus der Enge des Saatbeets in gute Erde mit viel Raum pikiert wird“. Diese gute Erde wurde diesen Aues nun die Schweiz; die Verbindung nach Rußland bestand nur noch brieflich weiter und wurde für die dortigen zur Gefahr: auf einer Postkarte von der Krim kam 1938 das eindeutige Signal „wir erwarten keine Antwort...“

Kapitel 6

Die in Rußland verbliebenen Aues und ihre Verwandten

Nach Abschluß der Repatriierungen lebten vier der zehn Kinder Wilhelm Aues weiterhin in Rußland: die drei Söhne Wilhelm, Rudolf und Felix, bis auf den Letztgenannten in Rußland geboren und alle russische Bürger geworden, sowie ihre mit einem Russen, Arkadi Kusmin, verheiratete Schwester Bertha. Außer zu diesen Tanten und Onkeln Theodor Aues von seiner Vaterseite bestand auch noch Verbindung zu der Familie von Margarethe Aues Schwester Ellinor Bittrich.

Antideutsche und antikapitalistische Welle

Nach den antideutschen Repressionen der Zarenmacht in den Kriegsjahren begrüßten die Deutschen in Rußland überwiegend den revolutionären Umsturz von 1917. Schon die provisorische bürgerliche Regierung hatte die Diskriminierungen beendet, und Lenins Dekrete über die Rechte der Nationalitäten, mit denen er vor allem den „weißen“ Bürgerkriegsparteien die Unterstützung in den nichtrussischen Gebieten entziehen wollte, begünstigten auch die Deutschen. Nicht nur die Selbstverwaltung der Wolgadeutschen ging daraus hervor – auch in Moskau gab es einen Deutschen Arbeiter- und Soldatenrat, bei dem Meta Aue zeitweilig angestellt war. Außerdem war auch manchen städtischen Deutschen die Armut der Massen weder verborgen noch gleichgültig geblieben; Margarethe Aues Schwester Ellinor war deshalb überzeugte Kommunistin, und Margarethe selbst hat immer die Befreiung der Frau als ein bleibendes Verdienst der Sowjetmacht bezeichnet.

Zwar hatte das Deutsche Reich im Frieden von Brest-Litowsk im Frühjahr 1918 für die Deutschen in Rußland eine 10jährige Ausreiseoption unter Mitnahme von Vermögenswerten ausgehandelt, aber dem setzte die bolschewistische Regierung als Gegengewicht nicht unbeachtliche Autonomie- und Minderheitenschutzregelungen entgegen. Daß für die städtischen Unternehmer die Oktoberrevolution die Enteignung zur Folge hatte, bedeutete

für die Aue-Brüder zunächst keinen Grund, das Land zu verlassen. Der Betrieb in Prosjanaja war ja kein Großbetrieb; bei einem Sieg der „Weißen“ oder der Nationalukrainer im Bürgerkrieg, in deren Hoheitsgebiet er zeitweise lag, war eine Restitution zu erhoffen gewesen, so daß Willy, Rudolf und Felix versuchten, ihn als Lebensgrundlage weiterzubetreiben und gegen Plünderung und Verfall zu bewahren. Später begünstigte auch die Neue Ökonomische Politik Lenins wieder die Privatinitiative in Kleinbetrieben. So blieben die Brüder auch in Rußland, als die Wirren des Bürgerkriegs zu Ende gingen, zumal die Ausreiseroption durch den Versailler Vertrag 1919 annulliert worden war.

Gefährliches Ausharren an der angestammten Arbeit

Willy Aue, der älteste der Aue-Söhne, der in der Moskauer Niederlassung von Siemens tätig gewesen war, hatte zunächst 1918 für die Nationalukrainer u.a. eine Bauerndelegation nach Deutschland begleitet und sich 1919 in Sotschi am Schwarzen Meer zusammen mit seinem Onkel George Peltzer mit einem Ausbootungsunternehmen durchgeschlagen. Aber bald danach war er wieder in der Hauptstadt als Ingenieur tätig, arbeitete z.B. an der Elektrifizierung einer großen Textilfabrik und hatte durchaus Gelegenheit, ins Ausland zu reisen. Nach einigen Schicksalsschlägen – er wurde u.a. mehrmals auf Dienstreisen beraubt – heiratete ihn 1924 eine junge, resolute Witwe, Agrippina Serebrow, vom Fleck weg, und er begeisterte sich an ihren beiden gemeinsamen Töchtern. Sein Glück wurde aber jäh zunichte – nach einer Operation im Oktober 1929 stellte man Krebs fest, und er hatte kein Jahr mehr zu leben.

Rudolf und Felix Aue führten das Kaolinwerk in Prosjanaja zunächst als Angestellte weiter, es erlebte die Scharen des nationalukrainischen Kosakenführers Petljura und des bäuerlichen Anarchisten Nestor Machno; andererseits gab es in der Ukraine zu essen, während Moskau hungerte. Bertha Kusmin, die in Moskau als Gelegenheitsübersetzerin arbeitete, übermittelte in einem vom dänischen Roten Kreuz beförderten Brief nach Stockholm, welche Nachrichten ihr Bruder George von einer hindernisreichen Hamsterreise im April 1919 mitgebracht hatte: „Die arme Sonja soll jetzt wieder sehr stark stottern, seitdem eine Bande Betrunkenener gedroht hat, Rudi zu erschießen (in Sonjas Anwesenheit).



Abb. 17. Moskau, Staraja Basmannaja Uliza 19 im Jahr 2000. Hier im Obergeschoß wohnten Arkadi Kusmin und Bertha Kusmin geb. Aue; nach der Ausweisung aus der Familienwohnung in Ersten Weltkrieg fanden Mutter Emma Aue und ihre Tochter Meta hier Zuflucht und ebenso Rudolf und Antonia Aue mit ihren Kindern Sonja und Andreas, nachdem sie die Fabrik Prosjanaja in der Ukraine hatten verlassen müssen.

Andreas ist gleich zu Toni gelaufen und die hat die Arbeiter alarmiert, so daß schließlich alles ganz ruhig abging, nur ein paar Tausend Geld, das Grammophon, Rudis Uhr und neuer Mantel gingen dabei verloren.“ Machnos Leute plünderten Ende 1919 das Haus in Prosjanaja und nahmen die Treibriemen von den Maschinen – wohl um Schuhsohlen zu machen.

Auch Felix Aue erging mehrmals knapp einer schnellen Erschießung, weil seine Arbeiter oder Fachkollegen sich für ihn einsetzten. Er hatte zwischenzeitlich in Odessa die Krankenschwester und Hebamme Enta Gurjewitsch kennengelernt und die Jüdin mit Sondererlaubnis lutherisch geheiratet; sie blieben aber auf dem Rückweg nach Prosjanaja zunächst in dem umkämpften Jekaterinoslaw (nach 1917: Dnjepropetrowsk) hängen, wo sie

Verwundete versorgten. 1925 bis 1928 führte Felix Aue an verschiedensten Orten in der Ukraine und im Don-Becken die Ziegelproduktion ein. Aufgrund seiner umfangreichen Erfahrungen wurde er 1928 in einen Versuchsbetrieb in Kutschino bei Moskau berufen und konnte 1930 darangehen, für seine inzwischen dreiköpfige Familie mitten in Hungersnot und Baumaterialknappheit einen ehemaligen Pferdestall in Saltykovka zu einem eigenen Häuschen umzubauen. Das Geld für den Zaun um das Grundstück stammte aus dem Verkauf des Hauses von Max und Margarethe Aue in Kokand – der Erlös durfte nicht ausgeführt werden. Damals gab es – im Zeichen des Rapallo-Paktes zwischen den beiden „Verlierern“ des Weltkriegs – einen lebhaften Austausch von technischen Experten zwischen Sowjetrußland und dem Weimarer Deutschland; diese waren häufig bei Felix Aue zu Gast. Oft wurden die Verwandten in Moskau besucht, wo Rudolf Aue seit geraumer Zeit als Chemie-Ingenieur in einem Schuhcreme-Werk arbeitete und mit wasserdichten Stoffen für Regenbekleidung experimentierte.

Verbindung halten oder ausreisen?

Die getrennte Familie Aue hielt zäh die erschwerten Kontakte aufrecht. In dichter Folge gingen Briefe zwischen Moskau und Stockholm und Helsinki bis in das Jahr 1937 hin und her, und es war bestimmt nicht nur Sorge vor der Briefzensur, daß Bertha Kusmin tapfer das Bild einer arbeitsreichen, bescheidenen Gemütlichkeit zeichnete, wenn nur solche Hungerjahre wie 1919, 1921 und 1931 wieder vorbei waren. Die Briefe aus 1933/34 schildern Details wie die miteinander tanzenden Paare bei der Hochzeit von Rudolf Aues Tochter Sonja, die als großes Familienfest begangen wurde. Bertha selbst war geschieden, ihr studierender Sohn Boris hatte sich überraschend mit einer Mitstudentin jüdischer Nationalität, Tochter einer ebenfalls geschiedenen Juristin, „registrieren lassen“ – dies war nun eine richtige Studentenhochzeit im Gegensatz zu den Familientraditionen; die jungen Leute lebten bei der Großmutter der Braut in einer mit Schränken abgeteilten Zimmerecke. Blumen waren unerschwinglich teuer, aber es war möglich, Geldsendungen aus Stockholm oder Helsinki zu empfangen, auch wenn Bertha einmal zwar die 10 US-Dollar ausgehändigt

erhielt, die beigefügten Briefe aber konfisziert wurden. Praktischer war es, für die Verwandten Valutaguthaben in den Devisenwarenläden („Torgsin“ – „torgowlja s inostranzami“ = Auslandshandel) anzulegen.

Nachdem seit 1928 Auswanderungen, wenn auch gegen hohe Zahlungen, wieder vermehrt zugelassen wurden, dachte man bisweilen an Ausreisen: man überlegte, ob Rudolfs Sohn Andreas in Zürich studieren könne, da er wegen der 90prozentigen Quote für Arbeiter- und Bauernsöhne keinen Zugang zum elektrotechnischen Institut erhielt. Der Plan, die Töchter des 1930 an Krebs gestorbenen Willy Aue bei Margarete und Max in Finnland in Pflege zu geben, entsprang der Sorge des todkranken Vaters, ob ihre Mutter, diese einfache Frau, bei der man Tuberkulose befürchtete, sie gut erziehen könne. Aber die resolute Witwe gab sie nicht her, und immerhin gelang es ihr offenbar, sie vor Verfolgungen wegen ihrer deutschen Abstammung zu schützen. In der Familie kursiert die Anekdote, sie habe mit gut gespielter Entrüstung glaubhaft machen können, daß ihr verstorbener Mann sie über seine wirkliche Nationalität getäuscht habe. Sie hatte sogar einen „Beweis“: die Vatersnamen ihrer Töchter! Wahrscheinlich aus Sympathie gegenüber seiner Pickersgill-Großmutter hatte Wilhelm Aue d.J. sich immer William genannt und daher seine Töchter als Ira bzw. Walja *Wiljamowna* Aue registrieren lassen – und nicht als *Wassiljewna*, wie man den deutschen Namen Wilhelm traditionell ins Russische umgesetzt hätte. Bis etwa 1960 wohnte sie jedenfalls in Moskau in der Wohnung mit dem Türschild des 1921 verstorbenen George Aue.

Ausgereist wäre auch gern Emma Aues Bruder George Peltzer, der trotz einer Kinderlähmungserkrankung vor der Revolution eine Papierfabrik geleitet hatte und nun in engem Kontakt mit den Moskauer Aues lebte. Unter den Entbehrungen nach der Revolution litt seine Gesundheit sehr; er starb Ende 1932 und mußte die bevorstehende Verschärfung der Lage nicht mehr erleben.

Die stalinistischen Verfolgungen

Bertha Kusmin hingegen, obwohl sie einen russischen Namen trug, entging den Verfolgungen nicht, denen die Deutschen während der Stalin-Zeit ausgesetzt waren. Sie erfaßten zunächst ab



Abb. 18. Die Aue-Gräber auf dem Deutschen Friedhof in Moskau. Links das Grab Wilhelm Aues (des Auswanderers) und seiner Frau Emma geb. Peltzer, in dem auch ihre Tochter Bertha v.b./gesch. Kusmin begraben ist. (Wilhelms Name ist in russischer Form als „Wassili Osipowitsch“ wiedergegeben, Emmas Vatersname als „Jegorowna“ („Georgs Tochter“); als Todesjahr steht versehentlich 1917 statt 1914.) - Rechts der Grabstein für Wilhelm und Emma Aues ältesten Sohn Wilhelm (Wassili Wassiljewitsch) und seine Frau Agrippina, die sich um die Erhaltung dieser Gräber kümmerte.

1929 die deutschen Bauern im Rahmen der Vernichtung des „Kulakentums“ und der Kollektivierung; die städtischen Deutschen gerieten erst mit der Machtübernahme Hitlers in Verdacht, mit dem Faschismus zu sympathisieren. Zwar hatten die Deutschen unzählige Leidensgenossen unter den übrigen Opfern der Säuberungen, die nach 1936 einsetzten, aber sie trugen mit ihrem Nationalitätsvermerk „deutsch“ einen „Anfangsverdacht“ bereits in ihrem Paß, ohne daß sie erst z. B. durch eine durch Folter erzwungene Denunziation in die Mühlen dieses Wahnsinnsystems gera-

ten mußten. Den Gipfel erreichten die Maßnahmen mit der Verschleppung der Wolgadeutschen unter dem Verdacht der Kollaboration mit den deutschen Truppen nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion im Jahre 1941. Dies löste eine zweite Welle der Verschickung auch unter den städtischen Deutschen aus. Sie wurden deportiert, in unzureichende Quartiere eingewiesen und als Sondersiedler jeglicher Freizügigkeit beraubt; die Männer von 17 bis 59 Jahren wurden in der „Arbeitsarmee“ in noch stärkerer Form der stalinistischen Variante der „Vernichtung durch Arbeit“ ausgesetzt.

Am schlimmsten traf es die Familie von Rudolf Aue, der mit einer Moskauer Deutschen, Antonie Opel, verheiratet war. Beide und ihr jüngster Sohn Alexis wurden 1938 „verschickt ohne Erlaubnis zu korrespondieren“, so daß alle Nachrichten über sie fehlen – man vermutet, daß sie sogar noch im gleichen Jahr in Moskau erschossen wurden. Aus den fragmentarischen Nachrichten über den älteren Sohn Andreas ergibt sich, daß er wohl nach Workuta an der Nordspitze des Urals verbannt wurde, wo auch viele deutsche Kriegsgefangene Arbeitsbedingungen und Klima zum Opfer fielen. Er soll bei der Auflösung des Lagers so geschwächt gewesen sein, daß das Zugpersonal des Rücktransports ihn als Todgeweihten in Kotlas zurückließ. Eine aus Riga stammende verwitwete jüdische Ärztin (oder Krankenschwester?) mit eigenen Kindern pflegte ihn gesund; sie heirateten und blieben an seinem Verbannungsort Kotlas wohnen. Zu seiner Rehabilitation half wohl der gute Ruf, den er als Ingenieur selbst in Moskau hatte; seiner Kusine Flora, die bei einem Bewerbungsgespräch wegen der Namensgleichheit angesprochen wurde, sagte der Prüfer, wenn sie nur ein Zehntel der Kenntnisse ihres Vetters hätte, wäre sie für die fragliche Stelle hervorragend geeignet.

Prekäres Überleben und qualvolles Sterben

Zufälle konnten Rettung bedeuten: Andreas' Schwester Sonja war seit 1934 mit ihrem Vetter zweiten Grades, Woldemar Brieling (Sohn einer geborenen Peltzer), verheiratet, dem man das Wohnrecht in Rußlands sechs größten Städten aberkannt hatte und der deshalb bereits vor 1941 als Mathematiklehrer in Sibirien arbeitete. Er galt deshalb nicht als „Sondersiedler“ und blieb als hochbe-

fähiger Mathematiker relativ unbehelligt. Sonja Brieling war zusammen mit ihrer siebzugjährigen, invaliden Tante Bertha Kusmin im Winter 1942 auf einem Transport aus Moskau verschleppt worden, erhielt aber dann die Erlaubnis, mit ihrer Tante zu ihrem Mann nach Tomsk zu ziehen. Nach der Stalin-Zeit (1955) konnte die Familie nach Gomel in Weißrußland übersiedeln, wo Woldemar Brieling eine Fachhochschulprofessur erhalten hatte; Bertha durften sie mitnehmen.

Es scheint auch, als habe familiäre Verbindung zu jüdischen Sowjetbürgern einen gewissen Schutz vor Verfolgung bedeuten können, denn Berthas Sohn Boris, mit einer Jüdin verheiratet, konnte zum Literaturwissenschaftler promovieren und diente in der regulären Roten Armee in Sibirien, wo ihn seine Mutter nach seinem frühen Tod (an Lungenentzündung) 1944 begrub. Als Rudolfs Bruder Felix (1938) und sein Sohn Leo (1942) bereits verbannt waren, sollte auch seine Tochter Flora Aue zur Steinbrucharbeit eingezogen werden. Ihre Mutter ging statt ihrer zu den Behörden; gegen die aktuelle Gefahr half Bestechung und ein fiktives Krankheitsattest, aber sie erhielt den Rat, den Nationalitätsvermerk in Floras Papieren auf die Nationalität ihrer Mutter (jüdisch) ändern zu lassen, um ihre Tochter langfristig zu retten. In der Tat bekämpfte die Kommunistische Partei lange den Antisemitismus als Element von Zarismus und Faschismus – erst am Ende der Stalinzeit ab 1945 zeigten sich antisemitische Züge auch in der Politik der kommunistischen Ostblockstaaten.

Felix Aue war 1938 wegen volksfeindlichen Verbindungen zum Ausland zu acht Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden; seine Kontakte zu ausländischen Spezialisten wurden ihm nun vorgeworfen – wenn es überhaupt rationale Vorwürfe gab. Er war zuerst in einem Lager bei Magadan und dann im Kolyma-Gebiet. Da er wegen eines Leistenbruchs nicht schwer arbeiten konnte, erhielt er keine volle Ration, aber er hielt sich lange durch Zusatzkost aus Tannennadeln und Wacholderbeeren, die er unter dem Schnee herausgrub, am Leben. Als in der letzten der ihm erlaubten kurzen Mitteilungen stand, er habe aufgehört, Wasser zu sich zu nehmen, glaubte man, er sei dann verhungert. Sein Sohn Leo erfuhr jedoch, daß er noch in die Nähe von Chabarowsk verlegt und operiert wurde, aber daran 1943 starb.

Leo Aue fällt es noch heute schwer, über diese Zeit zu sprechen – wobei das Schlimmste für ihn im Nachhinein war, daß man sich der Behauptung, „Felix Aue – ein Feind des Volkes!“, trotz aller ungläubigen Überraschung nie mehr ganz entziehen konnte. Daß Leo zunächst in Ruhe gelassen wurde, nachdem er sich ganz allgemein von volksfeindlichen Bestrebungen distanziert hatte, mußte letztlich auf ihn wirken, als habe er seinen Vater verleugnet. Enta Aue hielt die Familie mit häuslicher Pflegearbeit und zusätzlichen Nachtwachen über Wasser, Leo arbeitete als Filmvorführer, absolvierte die Schule und bekam sogar einen Studienplatz am Moskauer Energietechnischen Institut – aber 1942 wurde er in den Ural verschickt und unter „besondere Aufsicht“ gestellt. Musikalisch wie seine Mutter, hielt er die Moral seiner Leidensgenossen durch die Gründung eines Lagerchors hoch. Seine Ausbildung verhalf ihm zu Arbeit – zunächst als Gehilfe eines holländischen Schürfers; dann erhielt er am Technikum in Kisel im Bezirk Perm eine Ausbildung zum Geologen. Trotz seines unfreien Status konnte er sogar eine Familie gründen und bekam ein Finnenhäuschen zugewiesen. 1952 erlaubte man ihm, in Swerdlowsk am Bergbauinstitut zu arbeiten und ein Fernstudium zu absolvieren; 1957 konnte er nach Moskau zurückkehren.

Ein glimpfliches Schicksal

Das Schicksal von Margarethe Aues Schwester Ellinor Bittrich, die der Revolution positiv gegenüberstand, und ihrer Familie ist wiederum glimpflicher gewesen. Ihre Tochter Tanja hatte Gefallen am Theater gefunden und war Schauspielerin geworden. Mit einem Russen verheiratet, aber wieder geschieden, trat sie unter dem Künstlernamen Jeremejewa auf Bühnen in der weiteren Umgebung von Moskau (Tula, Twer, Tambow) auf. In den Kriegsjahren wurde die Aufrechterhaltung des Kulturlebens ein wichtiger Faktor für die Kampfmentalität der Bevölkerung: in Twer hatte das Theater nach Feindbeschuß keine Fenster mehr, die Schauspieler mußten selbst im Wald Holz zum Heizen holen, Tanja fror als Shakespeares „Julia“ im dünnen Kleid bitterlich auf der Bühne. Aber in dieser Rolle wurde sie Ende des Krieges „entdeckt“ und erhielt ein Engagement am „Maly Teatr“ in Moskau – aber keine Zuzugserlaubnis. Inzwischen aber war ihre Mutter nach Moskau gezogen, weil die



Abb. 19. Ellinor Bittrich geb. von Rascha um 1930 in ihrem Büro in Archangelsk, wo sie bei einem sowjetischen Holzexporttrust arbeitete.

ärztliche Versorgung für ihre geistig behinderte Tochter Ilse in Archangelsk nicht ausreichend war. So fand auch noch Tanja in der Einzimmerwohnung Unterschlupf, die eigentlich ein Flur war. Der „Ring des Zaren“ – das vom Schwager ihrer Großmutter auf Ellinor gekommene Erbstück, von dem im dritten Kapitel die Rede war – hatte dies ermöglicht. Er brachte das Geld, gegen das die Familie, die die Wohnung gemietet hatte, auf diesen Raum keinen Bedarf mehr anmeldete, so daß Ellinor mit Ilse dort wohnen konnte – Jahrzehnte ohne eigene Küche, Toilette oder fließendes Wasser. Während die Deutschen Ende 1941 vor Moskau standen, starb Ilse im Krankenhaus, das nicht mehr versorgt und vom Personal verlassen wurde – ihre Mutter suchte ihren Körper zwischen den Toten und begrub sie mit eigener Hand. Für ihren Lebensunterhalt verlas Ellinor Bittrich im Rundfunk deutschsprachige Propagandasendungen, im Bewußtsein, daß die Söhne ihrer Schwester gemeinsam mit dem deutschen Kriegsgegner unter Waffen standen...



Abb. 20. Tanja Bittrich um 1930, am Beginn ihrer Karriere als Schauspielerin; ihr Künstlername war Jeremejewa – zum Andenken an ein Ehepaar Jeremejew, das in Archangelsk im selben Hause wohnte und sie durch Laienaufführungen hin zur Schauspielkunst führte.

Der finnische Zweig der Aues: Max und Margarethe

Kapitel 7

Max Aues „Repatriierung“ nach Estland

Für Max und Margarethe Aue lag zwischen dem Erhalt eines estnischen Passes und dem bereits geschilderten tragikomischen Einzug in die estnische Quarantäne noch eine Menge Arbeit und Sorge. Statt bei nächster Gelegenheit aus Usbekistan nach Estland aufzubrechen, brachten die beiden die Nervenkraft auf, einen planmäßigen Auszug zu organisieren. Für das Kokander Haus, dessen Besitztitel ihnen bei der Verstaatlichung des Grundstücks bestätigt worden war, fanden sie eine Verwalterin. Auch waren sie sich offenbar bewußt, daß sie für diese besondere Reise viel Geld brauchen würden. Nach und nach verkauften sie ihre Habe, so schwer es ihnen etwa auch fiel, das schöne Porzellan, Hochzeitsgeschenk der Brüder Aue, im Basar der Stadt auf dem Erdboden stehend angeboten zu sehen. Eine Käuferin blieb ihnen eine Riesenmenge Geldes schuldig. Da kam ihnen ein Umstand zu Hilfe, der zuvor immer recht zweischneidig gewesen war: in ihrem Haus hatten sie wegen seines guten Zustands immer leitende Kommissare als Einquartierung gehabt, die sich korrekt, aber etwas abweisend verhielten. Zu der Frau des letzten Einquartierten fand Margarethe Aue jedoch Kontakt. Dadurch erhielt sie die Zusicherung, daß die staatliche Autorität tatsächlich ihre Schuldforderungen unterstützen würde, und konnte das Geld einziehen – auf dem Weg zum Bahnhof am Tag der Abfahrt! Es war für manche notwendige Bestechung auf dem langen Weg noch sehr nützlich.

Auszug statt Flucht!

Die Tatsache, daß man Geld nicht essen kann, hatte bereits eine gewaltige Inflation bewirkt: für ein Brot mußten 1920 in Moskau 180 Rubel bezahlt werden – es hatte früher wenige Kopeken gekostet. Die Turkestaner hatten jedoch schon im Revolutionsjahr wie-

der Weizen auf den Baumwollfeldern ausgesät, so daß Margarethe Aue Brot backen und zu Zwieback verarbeiten konnte. Mekka-Pilger kannten ein bewährtes Verfahren, Fleisch durch stundenlanges Kochen im Fett der Fettschwanzschafe haltbar zu machen – auf diese Weise schufen sich die Aues Vorräte, die sie zusammen mit Trockenobst während der über zwei Monate dauernden Reise nach Moskau aßen. Sie nährten sogar noch die gesamte Moskauer Großfamilie Aue/Kusmin, bei der die Ausreisenden einen Zwischenhalt auf dem Weg nach Estland einlegten.

Das Alter von Margarethes Mutter führte ihnen das Problem, eine solche Reise gesundheitlich zu überstehen, klar vor Augen. Die seltenen Gelegenheiten zu notwendigen Impfungen wurden geduldig abgewartet. Max baute für Sophie von Rascha den bereits erwähnten Krankenstuhl, denn sitzend hätte sie mit ihren geschwollenen Beinen die Fahrt nicht überstanden. Max Aue hat für die estnische Gruppe einen Wagen regelrecht „präpariert“: er ließ den Viehwagon mit dem Dampf einer Lokomotive desinfizieren und zum Wohnzug umbauen. Sein Sohn Theodor erinnerte sich noch „an das Innere des Waggons, wo die Familie Aue in der zweiten Etage der einen Hälfte hauste, meine Großmutter von Rascha hatte ein eigenes Bett in der Mitte des Waggons und in der anderen Hälfte hausten estnische Auswanderer.“ Auch seelische Gesundheit war wichtig: Alexander Aues Geburtstag, obwohl knapp vor der Abfahrt, wurde mit einer Kindergesellschaft auf dem still daliegenden Bahnhof gefeiert – Draisinenfahrten, Kringeln und Saft waren die Attraktionen.

Am 12. August 1921 setzte sich der Transport in Bewegung. Er stand mehr, als er fuhr, weil immer wieder Lokomotiven fehlten. Die drei Brote, die den Aues von der Bahnverwaltung als Proviant zugeteilt wurden, wären schnell alle gewesen – aber sie aßen sie ohnehin nicht selbst, sondern trockneten Scheiben auf dem Waggondach zu Zwieback und schenkten ihn den vor dem Hunger nach Turkestan Fliehenden, die die Strecke säumten. Fast hätten die Estlandoptanten den schützenden Waggon, ihre „Insel im Chaos“, verlassen müssen. Als sie nämlich in Rjasan meldeten, daß es durch das Dach regne (geradewegs auf den Platz der Großmutter), wollte man einfach den Waggon abkoppeln; mit Bestechung erreichte Max Aue, daß man ihm half, das Dach sofort zu reparieren.



Abb. 21. Max Aue in der Uniform der Roten Armee mit Alexander Iskander, seinem zweiten Sohn, im Arm (Kokand, Usbekistan, Juli 1918).

Zwischenhalt in Moskau

Am 13. September erreichten sie Moskau, wo nun zehn ausreisewillige Aues in der kleinen Wohnung der Kusmins, der Familie von Bertha Aue, versammelt waren, denn Emma und Meta Aues Transport nach Deutschland stand ebenfalls bevor. Arkadi Kusmins Mutter nahm Sophie von Rascha auf, da ihre Wohnung näher an der Bahnstrecke lag. (Man hatte sie zunächst im Waggon zurücklassen müssen, da ihr Krankenstuhl nicht den steilen Bahndamm heruntergebracht werden konnte!) Bertha war die einzige verheiratete Aue-Tochter und auch fast die einzige aus dem größeren Familienkreis, die ihren Partner schon vor der Revolution außerhalb der Moskauer deutschen Heiratskreise fand. Sie war die Seele der Moskauer Aues, und auch ihr Mann Arkadi zeigt sich in Briefen und Schilderungen als fürsorglicher, liebevoller Mensch. Es konnte kein Gedanke daran sein, diese Familie auseinanderzureißen, als Christine Aue 1924 von Stockholm aus ihrer Schwester Bertha bei der sowjetischen Eisenbahnkommission in England eine Stelle hätte verschaffen können. Als dann 1927 die Ehe überraschend zerbrach, bot sich jedoch nicht noch einmal eine solche Chance.

Max Aue nutzte den Zwischenaufenthalt in Moskau, um Ausfuhrgenehmigungen für die wenigen mitgenommenen Orientalia (Teppiche, Figuren und die herrlichen Bure-Gemälde) zu erreichen – und einen Ofen in seinen „Esten-Waggon“ einzubauen, denn die Fahrt ging erst im Oktober weiter. Die letzten Stunden zwischen der nach 12 weiteren Tagen erreichten russischen Grenzkontrollstelle Jamburg (russ. Jamgorod), wo der Ofen konfisziert wurde, und dem estnischen Narva waren gefährlich kalt für Max Aues Schwiegermutter. Ein Moskauer Arzt hatte ihr nur noch einige Monate zu leben gegeben, aber sie konnte in einem guten Altersheim in Seewald bei Reval noch vier Jahre in Frieden verbringen.

Herzlicher Empfang in Estland

Es war nur eine Fabrikhalle, in der die Aues auf estnischem Boden empfangen wurden – aber alle erinnerten sich später dieses einen Augenblicks: sie war rein, warm und hell erleuchtet, und sie fühlten sich wie im Himmelreich, als sie auf ihre Sauna warteten. Es wurde ja schon geschildert, daß sie es vom nächsten Tag an noch

besser hatten – Max Aue aber siedelte übrigens nicht mit ihnen in das Fabrikhospital über: er war der Kopf dieses Unternehmens gewesen, hatte es mit seiner Weitsicht zum Erfolg geführt und blieb bei seinem Transport bis zum endgültigen Abschluß. „Die Kinder aber“, so schildert Margarethe Aue weiter, „nahmen ihren Sack mit Bauklötzen hervor, und nun wurde auf dem Fußboden Zug gespielt. Stundenlang mit allem Tuten und Blasen, was dazu gehört.“

Estland wurde zwar nur für etwa ein Jahr die Heimat der Familie, aber Margarethe Aue hat immer mit dankbaren Gefühlen an das kleine Land gedacht, das ihr und den Ihren eine neue Perspektive eröffnet hatte. Die unabhängig gewordenen „Randstaaten“, besonders die drei baltischen Länder Estland, Lettland und Litauen, wurden von den Emigranten aus Rußland noch einige Zeit als Warteraum angesehen, um wieder in die alte Heimat zurückzukehren. Selbst als der Bürgerkrieg entschieden war, rechnete man noch mit dem Zusammenbruch des Sowjetsystems von innen heraus, und die Firmen, die im Exportgeschäft nach Rußland Erfolg gehabt hatten, spekulierten darauf, bald wieder auf diesem riesigen Absatzmarkt Fuß fassen zu können.

Ein solches Unternehmen gab Max Aue bald die Gelegenheit zu beruflichem Neubeginn: er konnte die Familie in einem möblierten Zimmer außerhalb der estnischen Hauptstadt Reval unterbringen, ein Büro in der Stadt mieten und eine Korrespondentin anstellen. Als Startkapital verwendete er die Kaufpreiserstattung für bereits bezahlte, aber nicht mehr in Kokand angekommene amerikanische Ware, die er über das noch lange Zeit „weiße“ Wladivostok regeln konnte. Als hauptsächlichlichen Geldgeber fand er Rudolf Meyerkort aus Bremen, der mit Max Aues Kompagnon aus der zweiten Kokander Firma, Percy Hahr, befreundet gewesen war. Percy Hahr konnte – ähnlich wie Max Aue – als in der Hauptstadt des jetzigen Lettland, in Riga, geboren für Lettland optieren. Meyerkort gab das Kapital für eine Firma Hahr, Hensel & Co., die im Import-Export-Geschäft tätig sein sollte. („Co.“ war – wie schon in Kokand – Max Aue; damals war er gegenüber Hahr, der dort noch eine Kunsteisfabrik sowie zwei Textilbetriebe nahe Moskau besaß, natürlich klar der Juniorpartner gewesen. In der neuen Situation dürfte es eher seiner vorsichtigen Natur entsprochen haben, seinen

Namen nicht mit einer Firma in Verbindung zu bringen, deren Erfolg noch keineswegs gesichert war...)

Welche großartigen Erwartungen man hegte, zeigt ein Vertragsentwurf, der bei einer Besprechung in Helsinki im September 1922 zwischen Vertretern der Gutehoffnungshütte in Oberhausen (Rheinland), der finnischen Maskin- och Brobyggnads AB und Max Aue erarbeitet wurde. Die Beteiligten dachten an die gemeinsame Gründung einer finnischen Generalvertretung für die deutschen Stahlfirmen Gutehoffnungshütte, Franz Haniel & Co. (Essen) und Ferrostaal (Berlin). In deren Räumen und mit deren Personal sollte dann als deren 100%ige Tochtergesellschaft eine Finska Aktiebolaget Hahr, Hensel & Co. als Filiale der Revaler Firma arbeiten. Der Vertragsentwurf ist freilich mit einer ganzen Reihe von Vorbehalten versehen und wohl so nie umgesetzt worden. Greifbares Ergebnis war jedoch, daß Max Aue als der Sprachkundigste des Konsortiums im Herbst 1922 Räume für die Firma Hahr, Hensel & Co. in Helsinki anmietete, während Percy Hahr deren Niederlassung in Riga aufbaute. Ein erholsamer Sommerurlaub in Hapsal (estn. Haapsalu) war der Familie gegönnt gewesen, jetzt mußte sie erneut aufbrechen.

Kapitel 8

Neuanfang in Finnland

„Poor Max says Helsingfors has brought him any amount of worry and trouble, and the only thing that would make it up for him would be to know that his family is living in a really European town, where civilisation and order reign, and which is pretty in regard to picturesqueness besides.“¹ Diese sorgenbeladenen Zeilen schrieb Max Aues jüngste Schwester Meta an ihre Mutter in Stockholm, als sie im Oktober 1922 in Helsinki war. Sie hatte Max' langwierige Wohnungssuche aus der Nähe mitangesehen und wußte auch aus eigener Erfahrung um die Wohnungsknappheit in der finnischen Hauptstadt, denn auch sie versuchte, dort Arbeit zu finden. Der Schritt von Estland über den finnischen Meerbusen nach Norden war offenbar größer, als man sich vorgestellt hatte.

Optimismus in den neuen Randstaaten

Die Selbstverständlichkeit, mit der die drei Kokander Firmengründer die Niederlassungen von Hahr, Hensel & Co. auf Lettland, Estland und Finnland verteilt planten, ist nur aus ihrer Moskauer (oder gar Kokander) Perspektive zu erklären. Von fern gesehen hatten die drei Länder sehr viel gemeinsam: sie hatten den autonomen, protestantischen, nichtrussischen Nordwestrand des Reichs dargestellt, den man zu „russifizieren“ versucht hatte und dessen Teile jetzt selbständig geworden waren. Die vielen Unterschiede waren erst aus der Nähe erkennbar – z.B. hatte es in Finnland weder leibeigene Bauern noch adeligen Großgrundbesitz gegeben, so daß die Bodenreform weder so einschneidend sein mußte noch einer bestimmten Volksgruppe umfangreiche Enteig-

¹ „Der arme Max sagt, daß Helsinki ihm Sorgen und Unannehmlichkeiten aller Art beschert hat und das einzige, was ihm einen Ausgleich dafür schaffen könnte, wäre zu wissen, daß seine Familie in einer wirklichen europäischen Stadt lebe, wo Zivilisation und Gesetz herrschen, und die nicht nur malerisch sondern auch noch hübsch ist.“

nungen auferlegte. So waren die Deutschen in Estland und Lettland die überwundenen ehemaligen Herren, in Finnland galten sie als die Befreier vom russischen Joch. Das Kaiserreich hatte nämlich im Frühjahr 1918 in die Endphase des finnischen Bürgerkriegs zugunsten der „Weißen“ eingegriffen, die die besiegten „Roten“ schlicht als Handlanger Rußlands bezeichneten. Daß die Deutschen gleichzeitig einen wirtschaftlichen Knebelungsvertrag mit Finnland schlossen, wirkte sich nicht aus und war kaum bekannt, da ja die deutsche Niederlage im November 1918 alle diese Abmachungen hinfällig machte. (Dazu zählte auch, daß der bereits zum König von Finnland gewählte Prinz Karl von Hessen die Wahl nicht mehr annahm.)

Die offizielle Politik konnte sich leicht umorientieren, da die Sieger des Ersten Weltkriegs das relativ stabile Land als Ordnungsmacht im Nordosten brauchten. Von der öffentlichen Meinung her blieb jedoch Finnland eines der wenigen deutschfreundlichen Länder im Europa der Zwischenkriegszeit.



Abb. 22. Familientreffen in Helsinki 1923. Vordere Reihe v.l.: Emma (Tochter), Sophie und Theodor Aue, Bertha Kusmin, Emma (Mutter), Alexander und Christine Aue; hintere Reihe v.l.: Boris Kusmin, Margarethe, Max und Meta Aue. Zum ersten und letzten Mal konnte Bertha Kusmin in den Westen reisen, zum letzten Mal waren alle Aue-Töchter zusammen; nur noch Meta sollte 1959 Bertha kurz vor ihrem Tod in der Sowjetunion wiedersehen.

Deutsche in Finnland – fremd oder willkommen?

Interessant war aber, daß die Aues keinen allzugroßen Nutzen daraus ziehen konnten. Denn die neuen Sympathien für Deutsche in Finnland galten vor allem den Bürgern des Deutschen Reiches. Die sehr kleine, aber in Städten wie Wiborg und Helsinki jahrhundertlang ansässig gewesene deutschfinnische Minderheit hingegen hatte teilweise selbst eine distanzierte Haltung zum Bismarckreich eingenommen. Die Petersburger Deutschen und Deutschbalten, die in Krieg und Revolution nach Finnland ausgewichen waren, betrachteten dagegen die Einheimischen mit dem gleichen Unbehagen wie die geflohenen oder nach der Unabhängigkeit im Land gebliebenen Russen. Dieser Gruppe wurden auch die Aues auf den ersten Blick zugezählt, denn sie waren ja aus Rußland gekommen. Zwar gewöhnten sie sich jetzt an, besonders außerhalb des Hauses nur noch Deutsch miteinander zu sprechen, denn die beiden Landessprachen mußten sie ja erst lernen. Aber in Finnland hörte man damals durchaus auch folgende Einschätzung: „Wenn Leute auf der Straße miteinander deutsch reden, so kann man nicht sicher sein, ob es keine Russen sind!“

Diese Hürden überwand Max und Margarethe Aue freilich bald. Ihre erste Wohnung war ein möbliertes Zimmer, das ihnen eine deutschbaltische Dame vermietete – eigentlich war es ihr Salon. Als sie von den Kindern hörte, versprach sie, ihre Dienstboten würden jeden Abend zwei Feldbetten bringen und am Morgen wieder abholen; um ihre Rotholzmöbel und Teppiche, den Kronleuchter und die Damasttücher hatte sie offenbar keine Angst. Nachdem Theodor in der deutschen Schule und Alexander in einem nahen schwedischsprachigen Kindergarten untergebracht waren, ging Margarethe auf Wohnungssuche. Nach einem „Vorstellungsgespräch“ wurde sie als Mieterin einer Zweizimmerwohnung akzeptiert – ohne Bad und nicht warmzukriegen, aber schön am Kaivopuisto (schwed. Brunnsparken) nahe dem heutigen Südhafen gelegen.

Handelsbarrieren

Andere Schwierigkeiten hatte ihr Mann mit seiner Firma. Rudolf Meyerkort, der Hauptfinancier des gesamten Unternehmens gewesen war, zog sein Geld daraus zurück, nachdem ein

Zusammenbruch der Sowjetunion nicht mehr zu erwarten war. Der riesige russische Markt war nicht mehr zugänglich; zwar kaufte die Sowjetunion in Deutschland, aber der Staatshandel lief nicht über kleine Privatfirmen in den neuen Randstaaten. Dazu kam, daß die alten Handelswege in Ostmitteleuropa durch die Schutzzollgrenzen von sechs neuen Staaten – Polens, der Tschechoslowakei, der drei Baltenstaaten und Finnlands – beeinträchtigt waren, die ihre nationale Wirtschaft aufbauen wollten. Die Firma Max Aue – noch eine Weile mit dem Zusatz „vorm. Hahr, Hensel & Co.“ im Briefkopf – mußte sich also auf dem kleinen finnischen Markt einrichten. Ein Planungspapier aus dieser Zeit führt „Schmalz & Speck, Mehl, Zucker, getrocknete Früchte, Mandeln, Mais, Erdnußkuchen und Soyabruch, Kaffee, Reis, Pflanzenöle für die Margarinefabrikation, Erbsen“ auf, für die Bezugsquellen und Absatzchancen analysiert werden – technische Investitionsgüter und Maschinenteile sind nicht mehr zu finden. Auch die finnische Zollpolitik begünstigte den Handel mit Deutschland nicht unbedingt: das

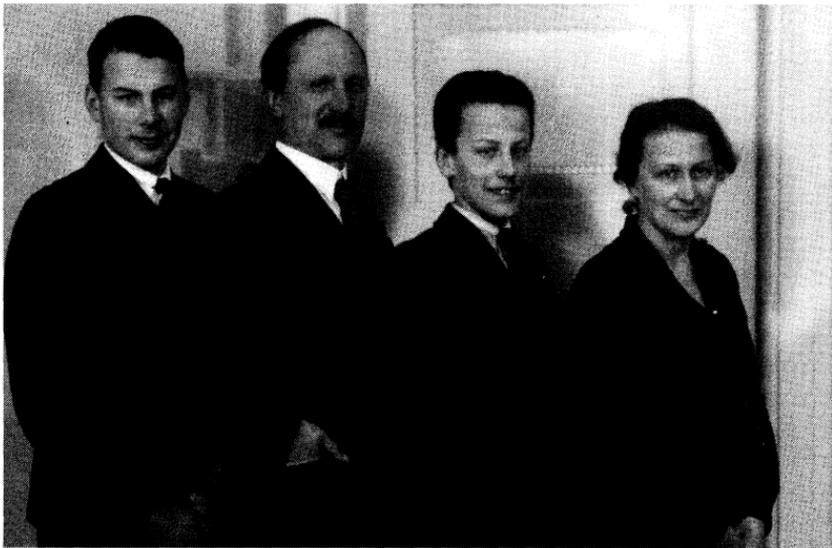


Abb. 23. Aues als „Orgelpfeifen“: Theodor (Fedja), Max, Alexander (Schura) und Margarethe Aue geb. von Rascha im Jahr 1933.

Einfuhrzollniveau war 1923 mit 22,4 % fast doppelt so hoch wie vor dem Ersten Weltkrieg. Die offizielle finnische Politik hatte Interesse an einer Stärkung des Handels mit Großbritannien, das Deutschland zeitweise von seinem traditionellen Platz als erster Importeur verdrängte; umgekehrt wehrte Deutschland zeitweise finnische Agrarerzeugnisse im Interesse der ostelbischen Großgrundbesitzer ab.

Anpassung an Widrigkeiten

So wartete Max Aue 1927 trotz Hochkonjunktur noch immer auf die großen Abschlüsse – wie er an seine Schwester Christine schrieb. Aber er verstand, sich den Notwendigkeiten anzupassen. Sein sarkastischer Spruch „Ein Agent, das ist ein Mensch, der rennt und seine Ware nicht kennt!“ war auch ein Stück seines Erfolgsrezepts. Vielfalt des Angebots, Beratung und persönliche Kontakte waren jederzeit die Stärken der deutschen Handelsagenten in Finnland gewesen. Die Kosten wurden gesenkt: schon 1925 hatte er sein separates Büro aufgegeben und in zwei Räume einer großen Wohnung an der Makasiinikatu (schwed. Magasinsgatan, nahe der Deutschen Kirche) integriert. In der Wirtschaftskrise mußte diese mit einer kleineren auf der Halbinsel Katajanokka vertauscht und das Personal von zeitweise fünf auf zwei Angestellte reduziert werden.

Zwar hatte Max Aue wegen der häufigen geschäftlich bedingten Abwesenheit – er bereiste Deutschland, die Beneluxländer und Großbritannien – sich maximal eine zusammenhängende Woche Urlaub geleistet, aber dafür immer ein Sommerhaus gemietet. Das fand in der Krise auch ein Ende, aber es gab einen Ersatz: man beschaffte ein Ruderboot und einen Anlegeplatz und verbrachte die Freizeit auf Picknicktouren durch die Schären von Helsinki. Es betraf wohl nicht nur das Rudern, wenn Theodor Aue sich erinnert: „Papa hielt strenge Disziplin, und bei diesen Fahrten lernten wir Disziplin und Zusammenarbeit, denn wir haben auch gerudert, wenn starker Wind blies und die Wogen hochgingen.“

Margarethe Aues Tätigkeitskreis

Margarethe Aue war eigentlich völlig damit ausgelastet, die Arbeit ihres Mannes als Geschäftsfrau unterstützen, die den langen



Abb. 24. Die „Villa Kopperberg“, das Sommerhaus der finnischen Aues seit 1937. Es war nicht nur Feriensitz, sondern auch Ausweichquartier während der Bombardierung Helsinkis und Selbstversorgungsbasis in den knappen Kriegsjahren. 1944 wurde es an karelische Umsiedler abgetreten, 1952 an die Gemeinde verkauft. Heute steht auf diesem Platz das Zentrum von Espoo (schwed. Esbo), der zweiten Großstadt in der „Metropolitan area“ von Helsinki.

Arbeitstag zusammenwohnenden Angestellten und Familienmitglieder zu versorgen und durch kluge Haushaltsführung zu sparen. Im Krisenjahr 1931 ersetzte sie auch längere Zeit den Buchhalter Sillander, der eine Stelle in Estland angenommen hatte und nur noch alle zwei Wochen in den Betrieb kam. Ihre noch in Moskau erworbene Qualifikation als Lehrerin blieb jedoch auch nicht ungenutzt. Sie hatte ja durch selbst finanzierten Besuch von Seminaren zur Fröbel-Pädagogik in Deutschland und Arbeit mit behinderten Kindern eine gewisse sonderpädagogische Kompetenz entwickelt. Natürlich verwendete sie besondere Sorgfalt auf die Erziehung der Kinder und nahm an dem Leben der Schule ihrer Kinder regen Anteil. So bekam sie nicht nur Nachhilfeschüler vermittelt (1927 hatte sie zwei gleichzeitig in Französisch!), sondern nahm über längere Zeit solche Kinder in Pflege auf, deren Familien durch Schickssalsschläge beeinträchtigt waren oder weit entfernt von

Helsinki wohnten. Einer von ihnen – Sergei von Bagh – aus einer in Wiborg lebenden Familie, wurde eine Art dritter Bruder; über die Jugend der Aue-Söhne wird aber unten in den ihnen gewidmeten Kapiteln weiter berichtet.

Helsinki wurde durch seine Lage die Drehscheibe für Besuche der Familienmitglieder: hier traf Bertha Aue mit ihrem Sohn Boris zum letzten Mal ihre Mutter und alle Schwestern, als sie 1923 – freilich ohne ihren Mann – ausreisen durfte. Meta Aue wurde von Max 1922–1923 einige Zeit in verschiedene Firmen vermittelt, um ihre praktischen Kenntnisse zu erweitern, und übernahm zeitweise eine Vertretung in Max' Firma. Von unschätzbarem Wert für die gesamte Aue-Verwandtschaft wurde aber Max Aues geschäftliche Erfahrung. Er stand den Schwestern in Stockholm mit Rat und Tat zur Seite, die mit Fleiß und offener Sparsamkeit erarbeiteten Mittel, die den Verwandten in Rußland zugute kommen sollten, sicher und gewinnbringend anzulegen. Seit 1925 betrieb er die Gründung eines Aue-Familienfonds, in den auch die 7000 (finn.) Mark einflossen, die Mutter und Schwestern vom Deutschen Reich 1927 als Ersatz für ihre erlittenen Pogrom- und Ausweisungsschäden erhielten; eine Bekannte in Berlin hatte Christine auf die Antragsmöglichkeit hingewiesen. Allerdings sollte das Geld erst den Aues etwas nützen können, die die gesamte Geschichte der Sowjetunion bis zur Perestroika überlebt hatten...

Kapitel 9

Konsolidierung, Einsatz und Anerkennung

In der Erinnerung des Sohnes Theodor war es ein Zeichen hoher Anerkennung für seinen Vater, daß er 1940 in den Kirchenrat der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Gemeinde Helsinki gewählt wurde – er war zwar längst finnischer Bürger geworden, aber er war weder ein eingessener Deutschfinne, noch ein Sohn von deutschen Finnlandauswanderern, geschweige denn deutscher Bürger. Dieses Ehrenamt markiert in der Tat die Konsolidierung von Max Aues Stellung in Finnland nach einer wirtschaftlich schweren Zeit und in komplizierten politischen Verhältnissen.

Max Aue war ein Mensch, der sich in großer Gesellschaft nicht wohl fühlte; er beklagte bisweilen seinen Mangel an Menschenkenntnis – aber er hat dies wahrscheinlich nur deshalb als Defizit empfunden, weil seine Frau außergewöhnliche Fähigkeiten hatte, Menschen verschiedenster Art zusammenzubringen und mit ihnen zurechtzukommen. So führten die Aues durchaus ein gastliches Haus von großer Anziehungskraft, die sich aber vor allem in der intensiven Pflege eines engen Freundeskreises auswirkte.

Zu diesem gehörten neben einigen guten Freunden aus den Geschäftskreisen – Matthäus Müller, ein reichsdeutscher Braumeister aus Rußland, und der mit einer Russin verheiratete reichsdeutsche Paul Heinecke, ehemals Siemens-Direktor in Moskau – vor allem die Lehrkräfte der deutschen Schule um ihren Rektor Philipp Krämer und später Propst Geert Sentzke, Pastor der deutschen Gemeinde von 1946 bis 1967.

Dieser Freundeskreis spiegelt auch das Feld des gesellschaftlichen Wirkungskreises des Ehepaares Aue wider. Gemeinsam saßen sie seit 1935 im Schulvorstand der Deutschen Schule, in den Max schon 1932 gewählt worden war. Margarethe Aue trat in der Elternarbeit der Schule u.a. durch wissenschaftliche Vorträge hervor – einer hieß im Arbeitsitel „Rechtfertigung der Deutschen Schule“ und war besonders sorgfältig ausgearbeitet: ein beeindruckender Überblick über die allmähliche Herausbildung einer schülerorientierten Pädagogik, der unvoreingenommen auch Ansätze sowjetischer Schulmänner analysierte. Er endet mit dem

Credo „Unsere Kinder werden so sein, wie die Zukunft sie gestaltet, aber auch die Zukunft wird so sein, wie unsere Kinder sie gestalten.“ Mit dem Beginn des Winterkrieges 1939, als Direktor Krämer von einem Bombensplitter schwer verletzt und die Schule geschlossen wurde, endete die Tätigkeit im Schulvorstand für beide Aues – aber sie sollte wieder aufleben.



Abb. 25. An Max Aues 70. Geburtstag am 24.11.1950. Vorne v.l.: Konstantin Sillander (Buchhalter in der Firma), Frau Maria Krüger (das Ehepaar Krüger war mit dem gleichen Transport aus Kokand ausgewandert – direkt nach Finnland wegen der Staatsbürgerschaft der Ehefrau!), Max und Margarethe Aue, die jahrzehntelange Haushälterin bei Aues Freunden Paul Heinecke und Frau (Name nicht mehr zu ermitteln), Hans Müller (Braumeister in Tornio, Sohn des mit den Aues befreundeten Braumeisters Matthäus Müller, entwickelte „Lapin Kulta“, eine heute führende finnische Biersorte); hintere Reihe: Vertreter Kurt Hilbert, Kontoristin Ester Sandell, Alexander und Vieno Aue, Adele Heinecke (Ww. von Paul Heinecke), Ulla und Theodor Aue. – Das Bild zeigt den familiären Lebenszuschnitt der Aues mit dem eng verbundenen, kleinen Freundeskreis und der Einheit von Lebens- und Arbeitswelt. Die reich mit Teppichen ausgelegte Wohnung spiegelt die Orientbegeisterung der Aues wider.

In der Zeit bis zum Kriege hatte sich Max Aues Firma gut erholt. Ein Schwerpunkt des Lebensmittelimports wurde die Lieferung von Braugetreide, und als dazu auch Chemikalien für den Herstellungsprozeß kamen, entwickelte sich daraus die Vertretung der Firma Wacker Chemie in München zu einem zweiten Standbein. Da Deutschland über längere Zeit immer wieder der wichtigste Importeur nach Finnland, aber auch der bedeutendste Abnehmer seiner Waren war, hing der Erfolg eines finnischen Import-/Exportkaufmanns weitgehend von der Entwicklung der deutschen Wirtschaft ab. Daß diese in den ersten Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft im Reich nach 1933 so erstarkte, blieb nicht ohne Auswirkungen auf die Deutschen in Finnland.

Als Deutscher in Finnland während des „Dritten Reichs“

Viele sahen nur „das Wunder der Volksgemeinschaft und des Aufstrebens“ und „wollten teilhaben an diesem Erleben“ – wie es in der „Deutschen Warte“ hieß. Diese Zeitschrift war das Sprachrohr für die vom „Dritten Reich“ betriebene Politik, die Organisationen der Deutschen in Finnland in der 1927 gegründeten „Deutschen Kolonie“ gleichzuschalten und auf die Vertretung von Reichsinteressen zu verpflichten. Dieser Gedanke hatte viele Sympathisanten. In der finnischen Gesellschaft hielten nicht nur die Deutschen den Versailler Vertrag für ein Unrecht, Deutschland für den uneigennütigen Befreier Finnlands und linke Parteien für Werkzeuge des bolschewistischen Rußlands.

Aber auch die Gegenkräfte gegen die Sympathien für das „Dritte Reich“ konnten sich entfalten, da Finnland ein Rechtsstaat war. Es war ja (abgesehen von der Tschechoslowakei) der einzige der neuen Staaten Ostmitteleuropas, wo es den Konservativen gelang, die lange Zeit wohlwollend betrachtete extreme Rechte in die Schranken zu weisen, als sie (1932 mit der Revolte von Mäntsälä) die Verfassung angriff. Auch stand der seit 1914 weit verbreiteten unkritisch deutschfreundlichen Haltung eine ältere, liberale Strömung gegenüber, die die deutsche Kultur zwar schätzte, aber politisch dem Reich unter der Führung „preußischen Junkertums“ skeptisch gegenüberstand. Vor allem aber bot das finnische Recht einen gewissen Schutz gegen Unterwanderung. Die Deutsche Gemeinde war ein Glied der Staatskirche, die entschied, daß der

Kirchenpfleger (dem die Ökonomie der Gemeinde unterstand) und die Mehrheit des Kirchenrats finnische Bürger sein mußten. Das finnische Vereinsrecht verhinderte eine Majorisierung durch Reichsdeutsche, weil es Vereine mit mehr als einem Drittel ausländischer Mitglieder nur mit Genehmigung des Kabinetts zuließ. So wurde (wie eine neue Untersuchung von Annette Forsén zeigt) der Kampf um die Führung in den deutschen Vereinen mit gleichen Chancen geführt. Da aber alle den Zusammenhalt der Deutschen wahren wollten, bedeuteten die Kompromisse insgesamt eine gewisse Verschiebung des Spektrums nach rechts. Viele in Finnland völlig integrierte Familien ursprünglich deutscher Herkunft gaben daher ihre Traditionsmitgliedschaft in der Deutschen Gemeinde auf. (Auf die Verhältnisse in der Schule wird im nächsten Kapitel eingegangen.)

Der Zweite Weltkrieg als Wendepunkt

Es war eine große Enttäuschung für Finnland, daß der Nichtangriffspakt zwischen Hitler und Stalin 1939 jede deutsche Unterstützung ausschloß, als die Sowjetunion im November 1939 Finnland angriff und damit der Winterkrieg begann. Auch ohne das Wissen darum, daß Finnland der sowjetischen Interessensphäre zugeschlagen war, machte die Evakuierung der Reichsdeutschen klar, daß das Land das Schlimmste befürchten mußte. Die unerwartete Geschlossenheit der finnischen Bevölkerung und der daraus resultierende überraschend zähe militärische Widerstand bewirkten freilich, daß der Gegner gegen harte Gebietsabtretungen im Frühjahr 1940 Frieden schloß und nicht versuchte, wie in den Baltischen Staaten, das Sowjetsystem einzuführen. Freilich war Finnland zunächst geschwächt und isoliert.

Im Kirchenrat der Deutschen Gemeinde mußten die Plätze von vier weggezogenen Reichsdeutschen – die mit bis dahin unüblichen „Kampfabstimmungen“ in das Gremium gewählt worden waren – neu besetzt werden. Die Ämter waren wohl keineswegs attraktiv in der damaligen Situation. Es war wieder – wie 1918 in Kokand – eine Stunde der Gefahr, in der Max Aue in die Verantwortung für sein Gemeinwesen eintrat; auch zwei weitere Neugewählte waren „Moskauer Deutsche“. – Diese Wahl dürfte auch eine bewußte Abkehr von dem Kurs gewesen sein, auf den die Gemeinde in den dreißiger Jahren geraten war.

Man findet freilich – auch wegen der 1939 einsetzenden Postzensur – wenige Zeugnisse davon, wo Max Aue in dieser Auseinandersetzung stand. Trotz russischer Geburt und finnischem Bürgerrecht sprachen die Aues von Deutschen als „unseren Landsleuten“. Margarethe Aue mißfiel der nazistische Anstrich der Oktober 1933 gegründeten „Allgemeinen Deutschen Frauenfront“, aber sie arbeitete mit, weil die Organisation wirkungsvoll gegen soziales Elend unter den Deutschen half. Max Aue mokierte sich darüber, daß es nun „Heil“ statt „Hurrah“ hieß, verteidigte aber die Zustände in Deutschland, wenn die Schwestern in Stockholm auf Mißstände hinwiesen, die sie aus den Berichten der in Schweden viel aktiveren deutschen oppositionellen Emigranten kannten. Objektiv profitierte Max Aue auch von der Ausbeutung des europäischen Großwirtschaftsraums, den NS-Deutschland im Gefolge seiner Eroberungen organisierte, auch wenn es subjektiv ein hartes Brot war, unter Bedingungen des Krieges z.B. neue Lieferanten aus der Slowakei zu gewinnen (dabei nützten ihm nicht einmal persönliche Kontakte vor Ort mit dem finnischen Minister Kivimäki!). Die Effizienz einer (ja eben aller demokratischen Widerspruchs-möglichkeiten entkleideten!) Maschinerie blendete Max Aue ebenfalls. Der Rassenwahn scheint jedoch eine unüberwindliche Schwelle für die Aues dargestellt zu haben; sie konnten nicht Russen als Untermenschen einstufen und über das Schicksal der Juden hinwegsehen.

Aber mit den Erfahrungen aus Revolution und Bürgerkrieg, den Kenntnissen von den Säuberungen, die die Söhne aus den Berichten von sowjetischen Kriegsgefangenen hatten, und dem Ohnmachtsgefühl gegenüber der sowjetischen Aggression im Winterkrieg nimmt es nicht wunder, daß auch Max Aue zunächst Hitler als einziges Mittel gegen Stalin ansah und die Erfolge der Deutschen nach dem Angriff auf die Sowjetunion begrüßte – „großartig, aber auch so entsetzlich grausig“. Später sah er klarer; vor dem inmitten von Bombenschäden unzerstörten Hamburger Rathaus sann er nach, ob es als „ein geringes Überbleibsel der Denkmäler unserer Kultur erhalten bleibt, oder ob es die Gerechtigkeit verlangt, daß auch dieses dem Weg der anderen folgt.“ Und dann kam ihm der Satz eines nach Kokand evakuierten Weißrussen in den Sinn: „Aber was gehen uns eure Pflasterstraßen

an, wenn wir keine Häuser mehr haben“ – die Ahnung, daß die Niederlage für das kleine Finnland viel schlimmere Folgen haben könnte als für Deutschland. Mit anderen Worten hatte dieses der finnische Oberbefehlshaber Mannerheim an Hitler geschrieben – und mit Kaltblütigkeit und Geschick den Ausstieg Finnlands aus der „Waffenbrüderschaft“ mit Deutschland betrieben. Tatsächlich gelang im September 1944 ein Waffenstillstand mit der Sowjetunion, ohne daß Finnland von russischen Truppen besetzt wurde; eine der harten Bedingungen war jedoch die Auflösung aller deutschen Institutionen – und der wurde auch die Deutsche Schule unterworfen.

Neubeginn in schwierigen Zeiten: Deutsche Schule, Deutsche Gemeinde und Deutsche Bibliothek

Tatsächlich war dies ein Irrtum: der Deutsche Schulverein war ein Verein finnischen Rechts. Daß man dies in der Situation von 1946 geltend zu machen wagte, war das Verdienst von Max Aue und einigen wenigen besonnenen Männern, die der vorgeschlagenen Auflösung des Schulvereins nicht zustimmten. Sie wählten Antti Inkinen, einen Petersburger Finnen, der seit 1914 hohe Regierungsämter bekleidete und schon seit 1922 im Schulvorstand gesessen hatte, zum Vorsitzenden des Vereins, der sich ab 1947 Kouluyhdistys r.y. Pestalozzi (Schulverein Pestalozzi) nannte. Inkinen erreichte nicht nur die Rückgabe des Gebäudes, sondern am Ende sogar rückwirkende Mietzahlungen vom damaligen Nutzer – der Schule der sowjetischen Botschaft! Dieser Vorgang war ein kleines, aber klassisches Beispiel für die Erfolge der (später so nach den ersten beiden finnischen Nachkriegspräsidenten genannten) Paasikivi-Kekkonen-Linie, nach zwei Jahrzehnten Politik des Mißtrauens und zwei unnützen Kriegen sich auf der Basis von Berücksichtigung gegenseitiger Interessen und Unterstellung beiderseitiger Vertragstreue neu auf den sowjetischen Nachbarn einzulassen.

Max Aue als Inkinens Stellvertreter drang auf die Wiederaufnahme des Schulbetriebs: am 4. September 1946 eröffnete Käthe Siegfried, früher Leiterin des Kindergartens der Deutschen Gemeinde im an die Sowjetunion abgetretenen Wiborg, eine Kindergartengruppe. „Das soll nun der Neubeginn der Schule

sein?“, hatte die Hausmeisterin beim Anblick der fünf Kinder geklagt. Aber Max Aue war sich als Kaufmann sicher, daß ein gutes Angebot Nachfrage schafft: es würde nicht geschehen, daß eine erfahrene, in bester Tradition deutscher Reformpädagogik am Rigaer Herder-Institut ausgebildete Kraft mit fünf Kindern allein blieb – und richtig: sie brachten ihre Freunde mit, und zum nächsten Schuljahr meldeten sich schon 56 Kinder, nur sechs davon aus rein deutschen Familien. Alle anderen hatten als Muttersprache Finnisch, Schwedisch oder Russisch; die alte „multikulturelle“ Deutsche Schule erstand wieder. Noch bis 1957 trugen Max Aue im Vorstand des Schulvereins und Margarethe Aue in der 1950 gegründeten Schuldirektion (bis 1962) ihre Geschicke mit.

Über die Schule wurde Max Aue auch mit den Problemen der heutigen Deutschen Bibliothek in Helsinki konfrontiert, die 1944 ihre Tätigkeit unterbrochen und ihre Bestände in den Schulräumen eingelagert hatte. Als Vorsitzender des Bibliotheksausschusses der Schule ließ er zunächst die Ausleihfähigkeit wieder aufleben. Als entscheidenden Schritt betrieb er aber die Gründung des Bibliotheksvereins „Helsingin saksalainen kirjastoyhdistys/Helsingfors tyska biblioteksforeningen“ als Trägerverein Anfang 1955. Dies leitete nicht nur die Entwicklung zur einer wissenschaftlichen Spezialbibliothek ein, die noch heute das Rückgrat für die Literaturversorgung der germanistischen Forschung in Finnland ist. Vielmehr gelang es Max Aue zugleich, einen Zuschuß der Bundesrepublik Deutschland zum Erwerb der heutigen Räume in der Pohjoinen Makasiinikatu zu erlangen. Günstig wirkte sich dabei wohl aus, daß Annemarie von Harlem, eine der profilierten Lehrkräfte aus der Vorkriegszeit, nunmehr Kulturattachée an der bundesdeutschen Handelsvertretung war. 1959 gab Max Aue seine Ämter im Bibliotheksverein auf. Ob er noch einmal eingriff, als 1963 die Fusionierung der Deutschen Bibliothek mit dem Goethe-Institut verhindert wurde, ist nicht mehr feststellbar, da das Protokoll nur von „mutigen Männern“ spricht.

Im Kirchenrat der Deutschen Gemeinde blieb Max Aue bis zu seinem Tode 1966; ein Jahr vorher erst legte er seine Arbeit in dem 1954 geschaffenen Gremium der Kirchbevollmächtigten (dem wirtschaftlichen Leitungsorgan der Gemeinde) nieder, dessen Gründungsmitglied er war. Margarethe war im sog. „Kleinen Frauen-

verein“ seit seiner Gründung Anfang der 1930er Jahre in der diakonischen Arbeit der Gemeinde engagiert, empfing Rat und Hilfe Suchende zu Hause und besuchte notleidende Familien. Gerade alleinstehenden und alten aus Rußland gekommenen Deutschen ging es in Finnland oft elend; ein russischer Name war auch ein gewisses Handicap bei der Arbeitssuche. Es kam nach dem Ersten Weltkrieg vor, daß eine alte Frau bei -15° in einer winters geschlossenen Limonadenbude hausen mußte, und die Internierung nach dem Kriegsende 1944 empfanden viele alte frühere Petersburgerinnen als eine sorgenfreie Zeit, weil sie täglich zu essen hatten! Aus Solidarität mit diesen weniger begünstigten Schicksalsgenossen galt der Einsatz Max Aues immer dem 1928 gegründeten Deutschen Altersheim, dessen 1961 eingeweihter Erweiterungsbau sein wichtigstes Ziel war.



Abb. 26. Erstmals wieder Verwandtenbesuch aus der Sowjetunion (1963): Der Schauspieler Igor Iljinski, Margarethe Aue, ihre Nichte Tanja Bittrich (vh. mit Igor Iljinski, Künstlername Jeremejew), Max Aue (mit usbekischer Kopfbedeckung).

Lebensabend

Wirtschaftlich hatten Aues nach der Weltwirtschaftskrise zwar harte Arbeit, aber keine neuen Rückschläge hinnehmen müssen. 1933 konnten sie sich die zwischenzeitlich aufgegebene große Wohnung wieder leisten, 1937 sogar ein Sommerhaus (freilich nicht in Strandlage) kaufen – die „Villa Kopparberg“ in Espoo wurde das erste Stück Eigentum, das sie selbst gestalten konnten. Es war fast eine kleine Landwirtschaft, die in der Kriegszeit für die Versorgung der Familie große Bedeutung hatte. Über diese Kriegsjahre kam die Familie durch die Sendungen aus Schweden und die über die Verwandtschaft eingerichteten Auslandsguthaben glimpflich hinweg, aber 1944 mußte die Villa für karelische Flüchtlinge geräumt werden. Erst 1949 konnten sich die Aues ein Eigenheim leisten, das sie dann 1957 nach der endgültigen Übernahme der Firma durch Theodor auch selbst bezogen. In den wenigen verbleibenden gemeinsamen Jahren waren ihnen noch die ersten gemeinsamen Urlaubsreisen vergönnt.

Die erste führte sie nach Moskau; durch die von Chruschtschow betriebene vorsichtige Entstalinisierung war es ihnen möglich, ihre Geschwister wieder zu besuchen – die letzte Reise dorthin hatte 1934 Margarethe Aue zu ihrer Schwester Ellinor unternehmen können. Was sie dort erfahren, wird im 14. Kapitel beschrieben.

Max Aue hat 1960 seinen 80. Geburtstag noch rüstig gefeiert, umgeben von seinem Familienkreis und den engsten, langjährigen Mitarbeitern aus der Firma; sichtbar geehrt durch das Bundesverdienstkreuz, daß er 1955 für seine Verdienste um die Deutsche Schule erhalten hatte. 1966 starb er nach einem Hirnschlag; seine letzten Worte waren: „Ich verstehe nichts mehr, aber ich weiß, daß das Leben weitergeht.“

Margarethe Aue wurde in körperlicher und geistiger Rüstigkeit 97 Jahre alt. Auch ihr wurde 1983 das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen. Sie konnte noch mehrmals nach Moskau reisen und sogar erleben, wie ihre Söhne ihr aus ihrem geliebten Turkestan berichteten. Lange noch besuchte sie die Insassen des Altersheims und blieb bis zuletzt ein Mittelpunkt ihrer Verwandtschaft. Am Tag vor ihrem Tode am 27.10.1983 – sie lag schon im Koma – erkannte sie einen Augenblick lang ihre Nichte Tanja, die die Reiseerlaubnis an ihr Sterbebett erhalten hatte – eine Ahnung von der Aussicht auf bessere Zeiten...

Theodor und Ulla Aue

Kapitel 10

Jugend in der Zwischenkriegszeit bis 1939

Obwohl Theodor Wilhelm Aue am 28.3.1916 in Kokand im fernen Usbekistan geboren wurde, konnte er gemäß der Familientradition vom reformierten Pfarrer in Moskau getauft werden – auf die Vornamen seiner beiden Großväter. In seinem Geburtsjahr hatte die seit Beginn des Ersten Weltkrieges steigende antideutsche Stimmung in Rußland eine Reihe von Gesetzen und Verordnungen ausgelöst, mit denen auch der Gebrauch des Deutschen im Unterricht verboten wurde; eine Maßnahme, die früher gegen der Unzuverlässigkeit verdächtige Minderheiten, z.B. Ukrainer, eingesetzt wurde, traf nun die Deutschen, die man noch vor einer Generation gut als Rußlands „zweites Staatsvolk“ hätte bezeichnen können. Von dem Augenblick an beschlossen die Eltern Theodors, die beide russische Schulen besucht und ihre Namen auf die Ehrentafeln der besten Schüler eingraviert bekommen hatten, zu Hause nur noch deutsch zu sprechen. In den russischen Kosenamen Fedja (für Theodor) und Schura (für Alexander), die ihre Söhne lebenslang führten, ist aber noch zu spüren, welche Akzeptanz die deutsche Minderheit für die russische Kultur aufgebracht hatte – diese hatte der Staat sich verscherzt.

Erste Sprache Russisch

Trotzdem war Fedjas erste Sprache Russisch, da er nur russische Spielgefährten hatte. Seine älteste Kindheitserinnerung ist an der sechs Wochen langen Eisenbahnfahrt festgemacht, besonders daran, wie er und sein Bruder auf Kamelen der Steppenbewohner reiten durften, als der Zug eine Woche östlich von Orenburg festsaß, und an der warmen Helle der Quarantäne in der Halle der Narvaer Tuchfabrik.

In Estland angekommen mußte er sich sprachlich umstellen, denn Russisch war in der gerade selbständig gewordenen Republik noch weniger populär als die Sprache der deutschen Oberschicht.

Fedja sollte einen deutschen Kindergarten besuchen, und damit er schnell deutsch lernte, ließ ihn seine Mutter auch schon einmal eine Weile in der Ecke stehen, bis er seine Vokabeln konnte.



Abb. 27. Theodor Aue und Kyllikki Havanto auf dem Hof der Havantos in Tuulos. Theodor und Alexander Aues Finnischlehrerin Liisa Raunio organisierte in den dreißiger Jahren für ihre Schülerinnen und Schüler Sprachlernaufenthalte auf diesem finnischen Bauernhof.

Vielleicht war das nicht die beste Methode – aber die Aues wußten, daß man als Angehöriger einer Minderheit seine Sprachkenntnisse erhalten und die jeweils wichtigste und schwierigste Sprache am intensivsten lernen muß. So war Fedja schon als Schuljunge auch gehalten, seiner Großmutter Emma Aue in deren „Mutter“-Sprache Englisch zu schreiben. In Finnland waren das Finnische und Schwedische die neue Herausforderung für die beiden Aue-Söhne. Schwedisch konnte man ja damals in den bürgerlichen Kreisen der Hauptstadt oft hören, und die Mitgliedschaft bei schwedischsprachigen Pfadfindern schuf nicht nur lebenslange Freundschaften, sondern vermittelte auch die schwedische Jugendsprache. Finnisch hingegen lernten Fedja und Schura bei Sommeraufenthalten in Häme im finnischen Binnenland, auf dem Bauernhof der Familie Havanto in Tuulos. Diese Aufenthalte, die Schura Aue in seinen Erinnerungen scherzhaft „finnbete“ („Finnenweide“) nennt, zeigten den als Stadtkindern aufwachsenden Jungen erstmals den Reiz des Landlebens in Finnland, der noch heute von Stadtfinnen und europäischen Finnlandtouristen gleichermaßen gesucht wird.

Vermittelt wurden den Brüdern Aue diese Aufenthalte von ihrer Finnischlehrerin an der Deutschen Schule, Liisa Raunio – der Frau, die mit Geduld und Konsequenz Schülerinnen und Schülern hochsprachliche Kompetenz in der ersten Landessprache vermittelte. Diese sprachen ja in der Pause nur deutsch, schwedisch oder russisch miteinander, und eine finno-ugrischen Sprache war fast allen von ihnen fremd – vielen ja auch die Unterrichtssprache Deutsch. Aber Fedja konnte als Sechseinhalbjähriger schon in die A-Vorklasse für Kinder mit guten Deutschkenntnissen eingeschult werden.

Die Deutsche Schule – deutsche Kultur und kosmopolitischer Geist

In einem ergreifenden Gedicht hat Alexander Puschkin das Lyzeum von Zarskoje Selo – jene Eliteschule neben dem dortigen Zarenpalast – mit seinem weltoffenen Geist gefeiert; es heißt dort:

Wohin das Schicksal uns auch verschlage
Heimat ist uns – Zarskoje Selo!

Ähnlich, wenngleich bescheidener, schreibt Theodor Aue in seinen Erinnerungen: „Trotz aller dieser Schwierigkeiten konnte der

kosmopolitische Geist am Leben erhalten werden, und wenn sich heute die alten Leute treffen, die noch die Schule der 30er Jahre kennen, dann kommt sehr bald das aufrichtige Geständnis: ‚Denk‘, wie schön war unsere Schulzeit.“ Mit den „Schwierigkeiten“ sind die Versuche gemeint, auch die Schule durch Integration in die schon erwähnte „Deutsche Kolonie“ gleichzuschalten und für die Ziele des Nationalsozialismus zu vereinnahmen. Die Einflußnahme des Deutschen Reiches auf die Schule begann schon während der Weimarer Republik. Zwar verwandelte die Förderung durch das Reich die unter Raum- und Geldmangel leidende, ursprünglich vom Deutschen Wohltätigkeitsverein getragene Anstalt in ein auch von Finnen geschätztes Gymnasium mit einem eigenen Gebäude. Aber der verdiente deutschbaltische Leiter Bruno Stude mußte durch einen Reichsdeutschen ersetzt werden. Philipp Krämer, Direktor der Schule von 1930 bis 1944, konnte im großen und ganzen ihren kosmopolitischen Geist aufrechterhalten – nachdem er 1934 seinen Rücktritt angeboten hatte! – aber die Nationalsozialisten in Kollegium und Schulvorstand drängten in die andere Richtung.

Unter den von Theodor Aue besonders geschätzten Lehrern mußten zwei vor dem „neuen Geist“ aus ihren Ämtern weichen. Dem Petersburger Deutschen William Sommer verdankte er sein Interesse an der Geschichte; er wurde 1934 frühpensioniert, weil dem Berliner Schulkommissar, der das Abitur überwachte, die Geisteshaltung in den Antworten der Prüflinge mißfiel. Annemarie von Harlem, seine Deutschlehrerin, die als Hauslehrerin des deutschbaltischen jüdischen Juristen Hermann Friedmann nach Finnland gekommen war und nach dem Zweiten Weltkrieg als Kulturattachée der Handelsvertretung der Bundesrepublik zurückkehrte, wurde 1939 als für den Auslandsschuldienst ungeeignet gegen ihren Willen nach Deutschland versetzt. (Im Zusammenhang mit der Deutschen Bibliothek wurde sie in Kap. 9 erwähnt.)

Theodor Aue erlebte diese Auseinandersetzungen nur am Anfang mit, da er 1934 Abitur machte. Die Begeisterung für Deutschland und das Schicksal seiner Familie im bolschewistischen Rußland machten ihn ein Stück weit zugänglich für eine Ideologie, die Kommunismus und Stalinismus, die konkret erlebten Gefahren, konsequent zu bekämpfen schien. Nationalismus und Russen-

haß mußte er ablehnen – waren seine Familie doch selbst davon betroffen. Der Antisemitismus, der Schüler- und Elternschaft teilte, da Direktor Krämer seine jüdischen Schülerinnen und Schüler schützte, irritierte ihn, aber er konnte sich nicht vorstellen, daß er durch Massenvernichtungen umgesetzt wurde. Theodor Aue hat sich bis zu seinem Lebensende gefragt, warum er die Lage nicht treffender eingeschätzt hat; er konnte sich z.B. nicht vorstellen, daß der finnisch-deutsche Studentenverein, dessen Sekretär er 1934 wurde, ein Teil der nationalsozialistischen Auslandspropagandamaschinerie war. Vor allem aber – meinte er rückblickend – forderte damals seine Jugend ihr Recht, das Leben zu genießen.

Fedja – wie er auch in seiner Klasse hieß – lernte leicht und hatte außer in den Naturwissenschaften überall gute Noten. In der Abiturzeitung wird gerühmt, daß sein kolossales Gedächtnis ihn der Mühe des Mitschreibens enthob – er selbst sah später selbstkritisch, daß er daher niemals gezwungen war, Ordnung zu lernen: „kaum noch genügend“ war mehrmals seine Note in diesem Fach. Man traute ihm durchaus ein Mathematikstudium zu, aber er war sich sicher: Kaufmann wollte er werden – in einem Deutschaufsatz hat er ein richtiggehendes Bekenntnis zu diesem Beruf und seinem Nutzen abgelegt. Genauso klar macht ein anderer Aufsatz, daß er sich immer für die Geschichte als Orientierungsrahmen interessieren werde. Die Leitlinien seines Lebens waren damit bereits fixiert.

Kultur- und Überzeugungsdeutscher

Vor allem aber hat die Deutsche Schule in Finnland aus Theodor Aue erst recht eigentlich einen Deutschen mit Bindungen zum kontinentalen Deutschland gemacht. Er hatte ja keine nahen Verwandten dort, gewann aber mehr und mehr Freunde aus dem deutsch-finnischen Umfeld. Prägend war für ihn der Unterricht bei Annemarie von Harlem, in dem die Klasse „nicht nur Deutsch, sondern den Humanismus europäisch-deutscher Prägung aufzog“: er erlebte noch einmal an sich selbst die Vermittlungsfunktion mit, die Deutschland für den Norden fast ein Jahrtausend hatte. Diese Leistung blieb für ihn das Wesen deutscher Kultur, in diesem Sinn hat er den Begriff in den Namen der Aue-Stiftung aufgenommen.

Emotional entscheidend war wohl die Schulfahrt, die ihn 1931 über Stettin nach Berlin, in das Ruhrgebiet, an Rhein und Saar und

über Frankfurt und Weimar zurück führte; völlig begeistert erzählte er seinen Eltern, er wolle lieber dort als in Finnland leben. Rückblickend auf die Radfahrt mit seinem Bruder durch den Harz und sein Umland 1936 schrieb er später: „Seitdem habe ich eine starke Zuneigung zu der mitteleuropäischen Landschaft in ihrer schönen Vielgestaltigkeit, ... mit einer schönen Harmonie zwischen Kultur und Natur.“ So konnte er in seiner Abiturrede 1934 sagen: „Unsere Schule heißt Deutsche Schule nicht nur darum, weil die Unterrichtssprache deutsch ist. ... Wir allen haben ... deutsche Kultur nicht nur kennen und schätzen, sondern auch lieben gelernt ...“ Andererseits beendete er die Schule mit einer wahrhaft kosmopolitischen Sprachpalette: er beherrschte seine beiden Muttersprachen Deutsch und Russisch sowie die beiden Landessprachen Finnlands, Finnisch und Schwedisch, und hatte Englisch und Französisch gelernt.

Aber zugleich suchte Theodor Aue die volle Integration in die finnische – und finnisch sprechende – Gesellschaft: er wurde als einer von drei nicht finnischsprachigen unter den 110 Studierenden seines Jahrgangs an der Finnischen Handelshochschule aufgenommen. Seine Kenntnisse der finnischen Sprache, für die er noch in seinen Memoiren seiner Lehrerin dankt, beschreibt er zurückhaltend als so, „daß sie mir später in der Wehrmacht und im Arbeitsleben keine Schwierigkeiten bereitete.“

Guter Start ins Berufsleben – vom Krieg zerschlagene Hoffnungen

Nach Abschluß der zweijährigen Ausbildung arbeitete Theodor Aue als Sekretär bei der Maschinenfirma Grönblom, bewarb sich aber 1937 erfolgreich bei Finnpap, der gemeinsamen Verkaufsorganisation finnischer Papierhersteller. Er war dort der jüngste „Skeppare“, der die Auftragserefüllungsfristen überwachte und Schiffsraum für den termingerechten Transport – nach Deutschland, den Niederlanden, Belgien, der Schweiz, aber auch der Türkei und dem Iran beschaffte. Die geachtete Tätigkeit in einer reichen Firma ermöglichte Theodor Aue ein gutes Leben, aber er schätzte seine Aufstiegschancen gering ein. Vielleicht hing es mit seinem aus Leipzig stammenden Vorgesetzten Dr. Konrad Schuster zusammen, daß er an der dortigen Universität weiterstudieren und zum Dr. rer. oec. promovieren wollte – er träumte sogar von einigen



Abb. 28. Theodor Aue im finnisch-sowjetischen Winterkrieg 1939-40 in der Uniform des Zivilbevölkerungsschutzes; er war Chef der Erste-Hilfe-Abteilung des Helsinkier Stadtbezirks Katajanokka (schwed. Skatudden, nahe der russischen orthodoxen Uspenski-Kathedrale) in Helsinki.

Semestern an der London School of Economics. Ein Stipendium der Stadt Leipzig für einen Schüler der Deutschen Schule, dessen Einrichtung der 1930 an die dortige Nikolaikirche zurückgekehrte langjährige Pastor der Deutschen Gemeinde, Friedrich Israel (damals: Ostarhild), vermittelt hatte, eröffnete ihm die Möglichkeit dazu – aber er konnte sein Studium wegen der drohenden Kriegsgefahr nicht wie vorgesehen im August 1939 antreten.

Knapp drei Monate nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs griff die Sowjetunion Finnland an; der Bombenangriff auf Helsinki, mit dem der sog. Winterkrieg begann, beendete schlagartig Theodor Aues Jugendzeit. Er hätte sich gern als Freiwilliger gemeldet, war aber aus gesundheitlichen Gründen zum Waffendienst nicht zugelassen. Trotzdem stand er als Leiter der Erste-Hilfe-Abteilung des Bevölkerungsschutzes (Väestönsuojelu) im Helsinkis Stadtteil Katajanokka buchstäblich im Feuer.

Kapitel 11

Kriegsjahre und Aufstieg im Nachkriegsfinnland

Der hohe Blutzoll, den die finnische Armee im Kampf gegen die Übermacht während des hunderttägigen Abwehrkampfes gegen die Sowjetunion im Winter 1939/40 zu entrichten hatte, führte zu einer Lockerung der Zulassungskriterien, so daß Theodor Aue nach mehreren Anträgen im Frühjahr 1940 doch nachgemustert und im Laufe des Jahres zum Reserveoffizier ausgebildet wurde. Im „Fortsetzungskrieg“, der durch den koordinierten Angriff Deutschlands und Finnlands auf die Sowjetunion am 22.6.1941 begann, war der Leutnant Aue wegen seiner Russischkenntnisse zunächst einer gemischten „Einsatzgruppe Hela“ aus Fachleuten zugeteilt, die eine Verwaltung im besetzten Murmansk-Gebiet aufbauen sollte. Da Murmansk nicht erobert wurde, verlegte man die Gruppe nach Stettin, um sie dann in Rußland einzusetzen. In der Familie Aue hoffte man eine Zeitlang, Theodor werde so wieder Verbindung mit den Verwandten in Rußland aufnehmen können. Aber im Januar 1942 kehrte er nach Finnland zurück und war für den Rest des Krieges – er beendete ihn als Oberleutnant und Träger des Eisernen Kreuzes 2. Kl. – Verbindungsoffizier zu den deutschen Truppen an der Lapplandfront, meist im Beratungs- und Ausbildungsdienst, mit gelegentlichen Sicherungs- und Aufklärungsaufgaben. Dort traf er übrigens seinen Schulleiter Krämer wieder; dieser war nach Finnland zurückgekehrt und wurde 1942/1943 zur Soldatenbildungsarbeit an einer „Frontuniversität“ im Abschnitt vor Kandalakscha abgeordnet.

Begeisterung und Ernüchterung

Theodor Aue war anfangs von den militärischen Erfolgen geblendet; Finnland konnte ja die im Moskauer Frieden 1940 abgetretenen Gebiete zurückerobern und nach Ostkarelien eindringen. In Leipzig, wo er tatsächlich im Februar 1941 doch noch sein 1939 erhaltenes Stipendium ausnutzen konnte, wurden in den Vor-

lesungen Visionen von der Großraumwirtschaft in einem neuen Europa entworfen. Anfangs war eine seiner Aufgaben als Verbindungsoffizier die Befragung von Gefangenen und Überläufern der Roten Armee. Was er dabei von den Repressionen und Säuberungen Stalins erfuhr, hat ihn wohl auch zunächst in der Vorstellung bestärkt, daß ein Kampf gegen ein Schreckensregime geführt wurde.

Seine Einstellung veränderte sich jedoch, als er in seiner „Einsatzgruppe Hela“ hörte, daß man im ersten Kriegswinter den Tod von 2 Millionen russischen Kriegsgefangenen willentlich in Kauf nehmen wolle. Auch aus dem Jahr 1944 findet sich ein interessanter Beleg für seine Haltung. Im Rahmen der Versuche, die deutsch-finnische Vertrauenskrise nach Finnlands ersten Ausstiegsversuchen aus dem Krieg im Februar 1944 beizulegen, richtete das finnische Hauptquartier unter Vermittlung von General Erfurth einen Winterkampf-Lehrgang für deutsche Offiziere der Ostfront(!) in Tuusula bei Helsinki(!) aus – also ein rein politisches Manöver. Theodor Aue wurde dazu nach Helsinki abkommandiert und hatte einen Vortrag über finnische Geschichte beim Abschlußfest zu halten. Das Manuskript ist bemerkenswert: während eine Passage über den unüberwindlichen nationalen Gegensatz zwischen Finnen und Russen offenbar die deutschen Zuhörer vom Kampfeswillen des „Waffenbruders“ überzeugen soll, ist der übrige Text ausgesprochen untypisch für die damalige Zeit; Theodor Aue beurteilt das Verhältnis der beiden Staaten zueinander unemotional und mißt der sozialen Frage in der Geschichte Finnlands viel Bedeutung zu. Vielleicht wirkte hier noch immer der Geist seines Geschichtslehrers William Sommer, der 1938 im Münchener Oldenbourg-Verlag eine ähnlich sachliche Geschichte Finnlands herausbrachte. Wenige Monate später mußte Theodor Aue die unangenehme Pflicht Finnlands mit erfüllen, gemäß den Bedingungen des Waffenstillstands mit der Sowjetunion die deutschen Truppen aus Lappland zu vertreiben.

Neuorientierung, Hochzeit

Mit dem Kriegsende – in Finnland bereits 1944 – hatte sich die „Deutsche Option“ im Lebensplan Theodor Aues zerschlagen; sein finnischer Paß hingegen war wie ein Freiheitsbrief. Es waren die Finnen, die reisen durften und die ersten Kontakte (in alle Besat-

zungszonen des besiegten Deutschland!) wieder herstellen konnten – auf persönlicher und wirtschaftlicher Ebene. Dies war für Finnland so wichtig, weil die Sowjetunion dem Land Reparationen auferlegt hatte, die in Industrieprodukten zu leisten waren. Finnlands Produktionsanlagen waren jedoch in den Kriegsjahren, in denen Finnland zum von Deutschland beherrschten mitteleuropäischen Wirtschaftsraum gehört hatte, überwiegend mit deutscher Technik bestückt, für die man Ersatzteile brauchte. Für die Firma Max Aue freilich wirkte sich dies nicht unmittelbar positiv aus – für den Kolonialwarenimport ging es erst wieder aufwärts, als diese „erzwungene“ Industrialisierung des bisherigen Agrarstaats Finnland den ersten bescheidenen Wohlstand schuf.

Theodor Aue besuchte auf der Durchreise in die Schweiz 1947 das zerstörte und geteilte Deutschland wieder. Er sah die Menschen in einem Land, das er gewiß idealisiert hatte, stehlen, betteln und sich verkaufen um des Überlebens willen. Das hat er nicht vergessen: er konnte sich auch später nicht zu moralischer Entrüstung aufwerfen, wenn er auf seinen Reisen in die Dritte Welt fast von Straßenkindern bestohlen wurde... Er brachte bedürftigen Bekannten Hilfe, und der zahlreichen Pakete gedenkend, die in schwerer Zeit die Bessergestellten in der Familie verschickt hatten, engagierte er nun ebenfalls seinen Bekanntenkreis für die Unterstützung des amerikanischen CARE-Paketversands nach Mitteleuropa. Aber an das wirtschaftliche Wiedererstehen Deutschlands glaubte er recht bald; er sicherte für seine Firma die Vertretungen der Firmen WMF und Rosenthal – obwohl die eine nur eingeschränkt, die zweite noch überhaupt nicht wieder lieferfähig war.

Beruflich hatte er sich nach dem Krieg neu orientiert: er wurde Exportchef bei der bekannten finnischen Keramikfirma Arabia. Dort lernte er auch seine spätere Frau, Ulla Forsblom, kennen, die eigenverantwortlich im Haushaltswarenversand der Firma arbeitete. Sie stammte aus einer schwedischsprachigen Familie und hatte – mit (außer in den praktischen Fächern) sehr guten Zeugnissen von der Brandö Svenska Samskola ausgestattet – in mehreren großen Firmen, u.a. bei der finnischen Niederlassung von Osram, mit Erfolg vielseitige Berufserfahrung erworben. Das Paar gab sich nach Ullas Auslandsaufenthalt in Deutschland und England 1949 in Winterthur in der Schweiz das Jawort – mit George Aue und seiner

Frau Emilie als Zeugen. Die Ehe blieb kinderlos. Ulla Aue arbeitete als private Sprachlehrerin für Deutsch, Englisch und Schwedisch. Die Hausprache des Ehepaares war Schwedisch, aber Ulla Aue sprach auch deutsch und beherrschte Finnisch bis in die Feinheiten. (Als Zeugnis ihres Sprachtalents hat sich ein scherzhafter schwedischer „Brief“ an ihren Mann erhalten, den sie zu seinem 70. Geburtstag vortrug: er beginnt mit „För Fedja förtroligen (an Fedja, vertraulich!)“ und erzählt in einem Feuerwerk von 48 weiteren, ausschließlich mit „f“ anfangenden Wörtern von der Suche nach einem passenden Geschenk, z.B. „Fick föga förhandstips för födelsedagsgåvor, fruktansvärt förtvivlad.“¹⁾ Ihren Lebenskreis begründeten Ulla und Theodor Aue ab 1951 draußen vor der Stadt, in einer Villa in Puistola (schwed. Parkstad, damals Fastböle) nördlich von Helsinki. Max und Margarethe Aue, die ja erst 1957, nach

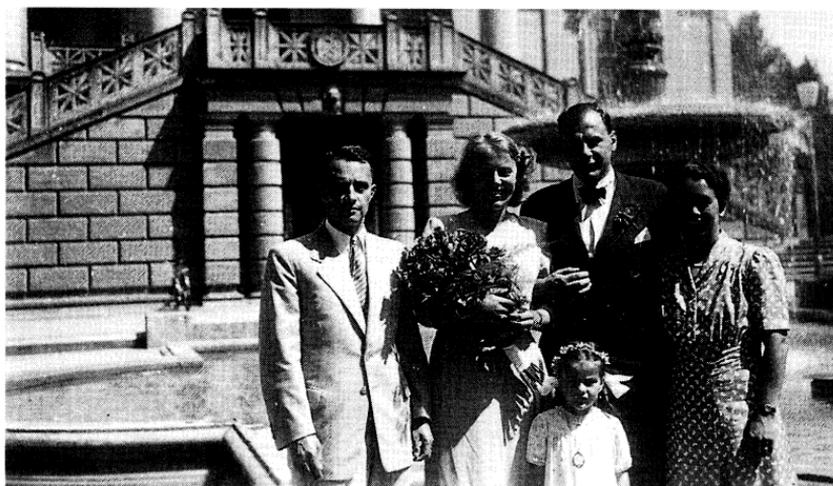


Abb. 29. Hochzeit von Theodor Aue und Ulla Forsblom in Winterthur in der Schweiz am 23.6.1949. Als Trauzeugen links George Aue, rechts seine Frau Emilie, vorne ihre Tochter Elisabeth.

¹⁾ „Wenige Vorabinweise auf mögliche Geburtstagsgeschenke erhalten, fürchterlich verzweifelt.“

dem der Übergang der Firma abgewickelt war, ihre bereits erworbene Eigentumswohnung in Munkkiniemi (schwed. Munksnäs), einem zentrumsnahen Ortsteil der Hauptstadt, bezogen hatten, erhielten auf dem Grundstück wieder ein Sommerhaus. Auf dem gastlichen Anwesen verlebte in den 1970er Jahren auch ein Pflege Sohn, Bill Hammar, die Sommermonate.

Theodor Aue war vor seiner Hochzeit ebenfalls ins Ausland gegangen – nach Ägypten: er übernahm die Vertretung für Arabia im Vorderen Orient. Diese außergewöhnliche Aufgabe wählte er bewußt, um sich auch in seinem Wirtschaftsberuf „freizuschwimmen“, nachdem ihm die Kriegsjahre die Erfahrung beschert hatten, auf sich allein gestellt eine Einzelfunktion zu erfüllen. Bevor er endgültig in die väterliche Firma einstieg, wollte er zeigen, „daß der Sohn selbst etwas erreichen kann.“ Er schrieb rückblickend, daß es bei sehr prägenden und vorbildlichen Eltern „für einen jungen Menschen manchmal recht schwer (ist), sich innerlich von ihnen zu befreien und das richtige Selbstbewußtsein zu erlangen.“

In Ägypten lernte er die orientalische Welt, die sein Vater so schätzte (die Telegrammadresse der Firma Aue lautete in der Zwischenkriegszeit noch lange „Kokander“!), aus eigener Ansicht kennen. Seine Firmenvertretung war an die Haushaltwarenhandlung eines tschechischen Juden namens Zikmund Neumann angegliedert. Das bedeutete für Theodor Aue eine abenteuerliche Zeit, denn damals erkämpften sich die Juden unter Verdrängung der Palästinenser ihren Staat Israel, was in der arabischen Welt zu Gegenreaktionen führte. Mehr als einmal mußte Theodor Aue das Geschäft bewachen, Unterlagen sichern und bei den Behörden zu intervenieren versuchen, wenn sein Partner plötzlich verhaftet worden war. Er bemühte sich auch, Neumanns Vermögenswerte in Ungarn und der Tschechoslowakei vor dem Zugriff der Sozialisierung zu retten.

Weiterführung der Firma Max Aue

Im September 1949, nach der Rückkehr des Ehepaares Aue aus dem Ausland, trat Theodor Aue als gleichberechtigter Partner in die Firma seines Vaters ein. Juristisch übernahm er sie im Jahre 1955. Seine Grundkonzept bestand im Kernbereich darin, mit dem Startvorteil des eingeführten Importeurs für Kolonialwaren einen

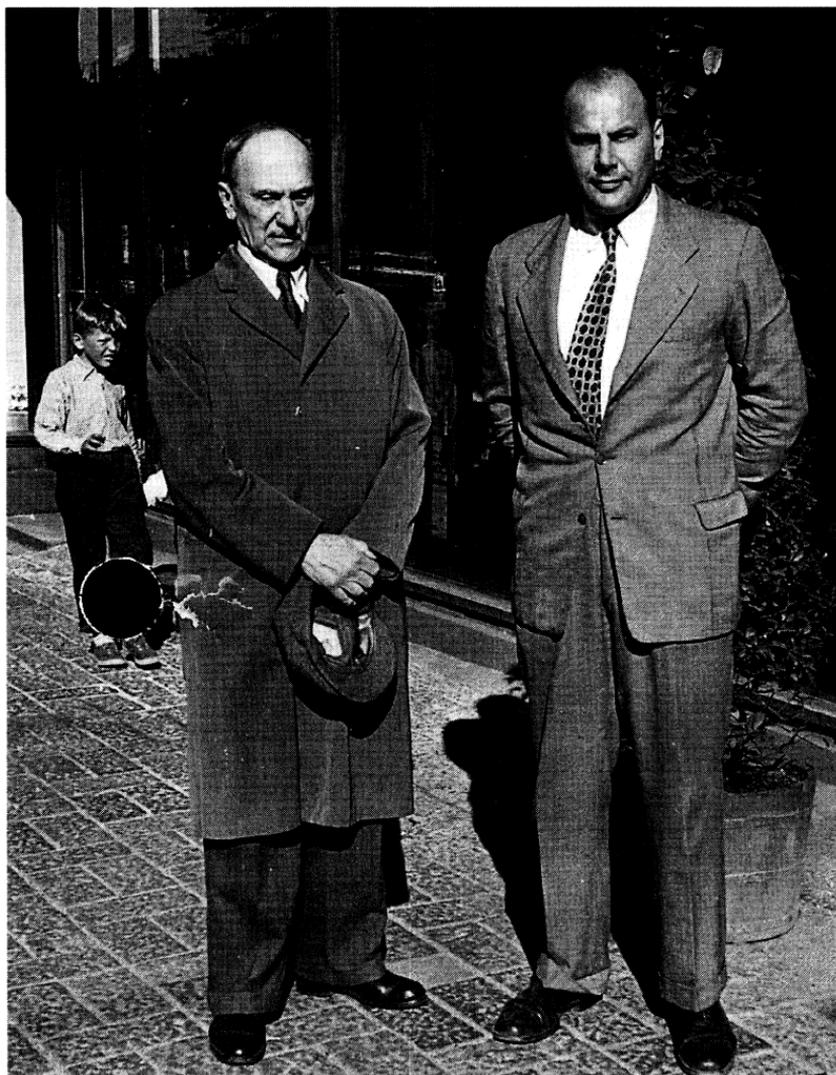


Abb. 30. „Stabübergabe“: „Seniorchef“ und „Juniorchef“ der Firma Max Aue (um 1955). Seit 1949 arbeitete Theodor Aue in der Firma mit, ab 1955 übernahm er die Leitung.

entsprechenden Marktanteil bei dem kontinuierlich zunehmenden Massenverbrauch an neuen Nahrungs- und Genußmitteln zu sichern. Jemand, der ihn gut kannte, sagte einmal ironisch übertreibend, Theodor Aue habe eigentlich keine besonderen Verkäuferqualitäten – außer den richtigen Umgang mit Produkten, die so gut sind, daß sie sich selbst verkaufen. Die Vertretung für die Firma Wacker Chemie wurde ausgebaut und stabilisiert. Dazu kam jedoch auch, daß Theodor Aue geschickt, umsichtig und mit immer besseren Einblicken Kapital anzulegen verstand. So konnte er dem großen Reiz, etwas neues anzufangen, den er offenbar wie seine beiden Großväter verspürte, mit einer geringeren Risikobelastung nachgeben. Theodor Aue weitete die Tätigkeitsbereiche seines Unternehmens aus, indem er einen neuen Bereich zunächst als „Chefsache“ ausbaute und dann einer talentierten jüngeren Kraft anvertraute.

Seinem Vater hatten sein Mut zum Neubeginn, seine Fähigkeit, Rückschläge abzufedern, und seine Umsicht letztlich nur ermöglicht, nach den plötzlich mit der Oktoberrevolution 1917 endenden goldenen jungen Jahren in Würde zu überleben und wieder zu einigem Wohlstand zu kommen. Theodor Aue hingegen war richtiggehend wohlhabend: allein von 1970 bis 1975 verdoppelte sich die Bilanzsumme der Aktiengesellschaft OY Max Aue Ab bis auf eine halbe Million Finnmark bei prozentual gleichbleibenden Gewinnen; dort arbeiteten in zwei Abteilungen je vier Angestellte. Man hatte ständig ca. 60 Geschäftspartner in Finnland und 40 im Ausland weltweit.

Theodor und Ulla Aue konnten in den siebziger Jahren regelmäßig mehrere große Reisen, zweimal auch nach Nord- und Südamerika, unternehmen. Dabei galt Theodor Aues Sorge aber immer wieder den in Rußland lebenden Verwandten, die man (mit bürokratischem Aufwand) besuchen und denen man – allerdings durch Devisenbestimmungen und Kontrollen beschränkt – etwas helfen konnte. Von 1961 bis 1987 besuchte Theodor über zehn Mal Moskau, immer mit bestimmungswidrig viel Geschenkwaren; gegen die Zollkontrollen half ihm ein handsigniertes Exemplar der Memoiren Igor Iljinskis, des Mannes seiner Kusine, fast wie ein Amulett – der Name des großen Schauspielers weckte sofort Sympathie und ersparte die Kontrollen. Theodor Aue hatte ein offenes Auge für

die Nöte der Menschen und war zugleich beeindruckt von ihrer Gastfreundschaft; die Mentalität der Russen stand ihm nahe. „Ich liebe dieses Gefühl der Geborgenheit unter guten Freunden“, schrieb er einmal, „frei von allen Formalitäten. Man hat das Gefühl, daß die Sympathie und die Freundschaft einem entgegenstrahlt, so ‚aus der Seele‘, *iz duschi*, wie der Russe sagt.“ Im Rahmen einer solchen Reise erfüllten sich er und sein Bruder den langgehegten Wunsch, das Land ihrer ersten Kinderjahre zu sehen. Zu ihrem Erstaunen begegneten sie in Usbekistan betont herzlichem Interesse; die Lokalzeitung machte sogar ein Interview mit dem Rückkehrer.



Abb. 31. „Treffen mit dem Präsidenten“: der finnische Staatspräsident Urho Kekkonen (Mitte, mit dunkler Hornbrille) besucht den Stand für Kaffee aus Brasilien auf der Messe in Helsinki 1961; links, neben der Blitzlichtkamera, Theodor Aue.

Schon 1967, kurz nach dem Tod seines Vaters, traf Theodor Aue ein Schlaganfall, nach dem eine gewisse Beeinträchtigung beim

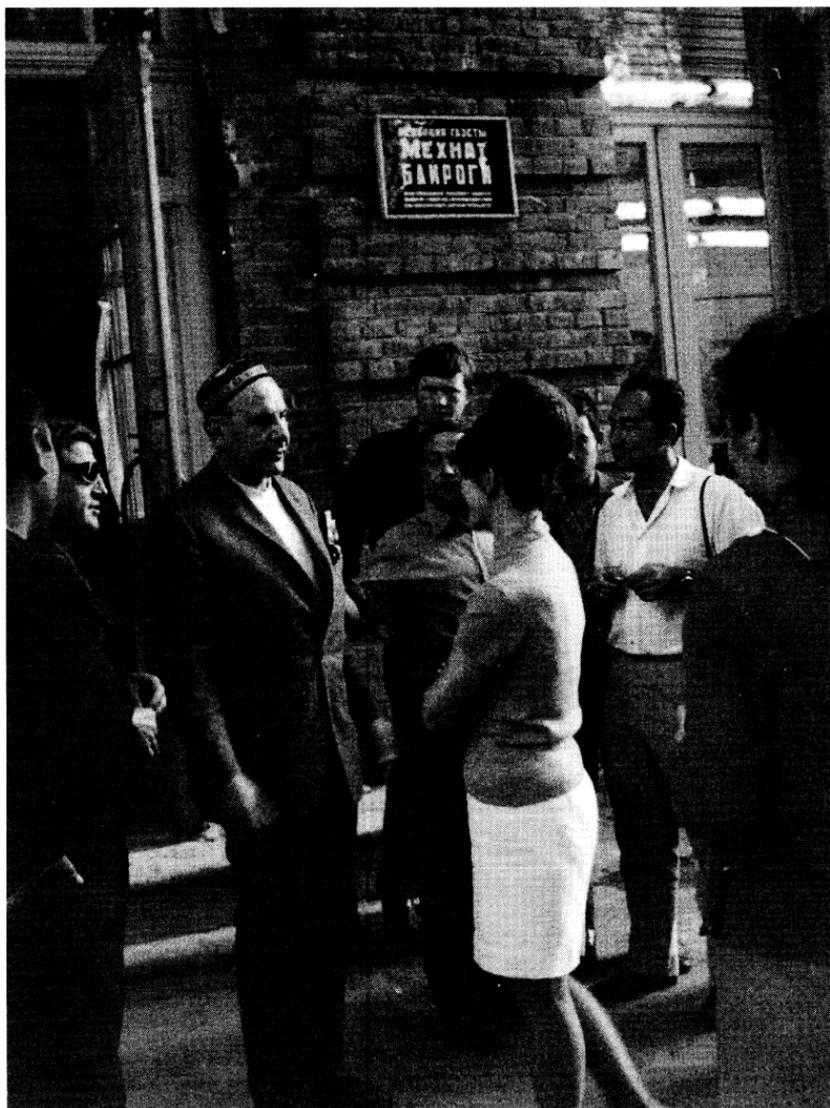


Abb. 32. Zurück im „russischen Orient“: Theodor Aue wird bei seiner Reise nach Usbekistan 1974 von einer Journalistin der Lokalzeitung interviewt.

Sprechen und Gehen zurückblieb. Mit Hilfe tüchtiger Abteilungsleiter führte er seine Firma – immer noch „Max Aue“ – bis 1975 weiter und verkaufte sie dann an die Firma Orion, um in einen aktiven Ruhestand überzugehen. Von dem Verkauf ausgenommen blieb jedoch eine seiner letzten Neugründungen, die erst 1972 mit seinem Patensohn Rüdiger Seege ins Leben gerufene OY Seege Ab, die in der kurzen Zeit im Einmannbetrieb den Platz zwei unter den Orangensaftimporteuren Finnlands erreicht hatte. Man kann dieses Unternehmen, dem damals sein steiler Aufstieg noch bevorstand und das nach dem Einstieg von Rüdiger Seeges Bruder Roger seine Tätigkeit auf breite Gebiete des Lebensmittelimports ausweitete, vielleicht als Theodor Aues wirtschaftliches Vermächtnis bezeichnen. Rückblickend auf sein Berufsleben meinte er im Zusammenhang mit dieser Gründung einmal: „Jag själv har ju skött många olika varor och det har gått utmärkt.“²

² „Ich selbst habe ja nun wirklich mit vielen verschiedenen Waren gehandelt, und es hat hervorragend geklappt.“

Kapitel 12

Gesellschaftliches Engagement und politisches Denken

Fast 25 Jahre nach seinem Eintritt in die Firma Max Aue ließ Theodor Aue – vielleicht aus Neugierde oder als Test – durch ein Personalserviceunternehmen den „Direktor Theodor Aue“ in dieser Firma auf optimale Einsatzmöglichkeiten testen. Über das Ergebnis kann man an manchen Stellen lachen, aber ein Punkt ist sehr bemerkenswert: „He views his present work as demanding little unusual self-initiative, which he is capable of ... there is indication that he can do much more.“¹ Diese Sätze weisen vielleicht schon auf seine Suche nach einer sinnstiftenden Tätigkeit, die über den wirtschaftlichen Erfolg hinausging.

Deutsche Gemeinde, Deutsche Schule

In seinem gesellschaftlichen Engagement war Theodor Aue aber bisher ganz in seines Vaters Fußstapfen getreten – wie dieser kümmerte er sich um Deutsche Gemeinde, Deutsche Schule und Deutsche Bibliothek. Nach seines Vaters Tod wurde er auf den freigewordenen Platz unter den Kirchenbevollmächtigten gewählt und von diesem Gremium – nach einjähriger Tätigkeit in dessen Verwaltungsausschuß – 1971 in den Kirchenrat delegiert, seit 1981 als dessen für alle ökonomischen Belange zuständiger Vizevorsitzender. Der Kirchenrat, ursprünglich als Vertretung der geistlichen Belange der Gemeinde gedacht, war inzwischen eine Art Exekutivausschuß geworden. Ein „Vater der Gemeinde“ – so nannte ihn Pastor Fritz-Gert Mayer anlässlich der Ehrungen, die ihm anlässlich seines 70. Geburtstags 1986 bei einem Kirchenkaffee am Ostersonntag zuteil wurden. Danach wurde Theodor Aue noch für zwei weitere Jahre zum stellvertretenden Mitglied des Kirchenrats berufen.

¹„Er sieht, daß seine augenblickliche Tätigkeit nicht die ungewöhnlichen Reserven an Initiative fordert, die er hat ... es gibt Anzeichen, daß er zu viel mehr fähig ist.“

Als die Deutsche Schule ihr hundertjähriges Jubiläum im Jahr 1981 vorbereitete, setzte er sich aktiv dafür ein, daß eine Matrikel aller Lehrenden und Lernenden zustandekam; er half selbst beim Sammeln der Daten mit, die durch knappe, aber geschickt verknüpfte Angaben die bunt gemischte Schülerschaft, ihren Hintergrund und ihre weiteren Schicksale vor Augen treten lassen. 1984 erhielt er stellvertretend für seine Klasse das Ehrendiplom der Schule anlässlich des 50jährigen Abiturjubiläums. Er hielt Verbindung zu allen noch lebenden Mitgliedern seiner Klasse.

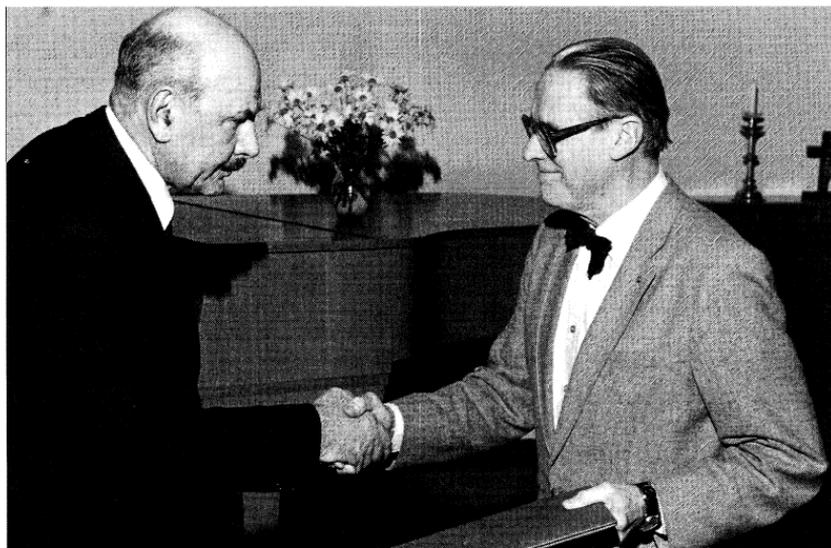


Abb. 33. Ehrung in der Gemeinde: Theodor Aue empfängt anlässlich der Feier zu seinem 70. Geburtstag (28.3.1986) in den Räumen der Deutschen Ev.-Luth. Gemeinde Helsinki die Glückwünsche von Torsten Paulig (Kirchenratsmitglied 1949-1970, Kirchenbevollmächtigter 1971-1978). Über 45 Jahre lang hatte ein Mitglied der Familie Aue Sitz und Stimme in der Leitung der Gemeinde gehabt. Ähnliches galt für die Pauligs: schon Torsten Pauligs Großvater Gustav, der aus Lübeck nach Finnland eingewandert war und dessen Sohn Eduard zum „Kaffeekönig“ von Finnland aufstieg, war Kirchenrat von 1870 bis 1907.

Von der Familiengeschichte...

Aber eigentlich nahm sich Theodor Aue jetzt Zeit, seinen viel-

seitigen geistigen Interessen nachzugehen und zu versuchen, aus der Vielfalt des von ihm und den Seinen Erlebten und Erfahrenen eine Summe zu ziehen. Dazu gehörte zunächst die Aufhellung der Geschichte der Familie Aue im weiteren Sinn: er korrespondierte mit Genealogen wie Franz Aue, Erlangen, oder Pentti Ebeling, Oulu (der als Peltzer-Nachkomme die Geschichte dieser Familie verfolgt hatte), mit Kulturbeauftragten der Vertriebenen in Deutschland wie auch mit tschechischen und polnischen Kirchengemeinden, Archiven und Behörden. Von Professor Erik Amburger, dem besten Kenner der Binnenwanderungen von Deutschen im Nordosten des Russischen Reichs und Schöpfer einer fast legendären Personenkartei (heute im Osteuropa-Institut in München auf Computer gelegt), konnte er Auskünfte erhalten, ihm aber auch wichtige neue Daten liefern. Beide haben sich noch auf dem von Theodor Aue geförderten II. deutsch-finnischen Historikertreffen in Hanasaari bei Helsinki 1990 getroffen.

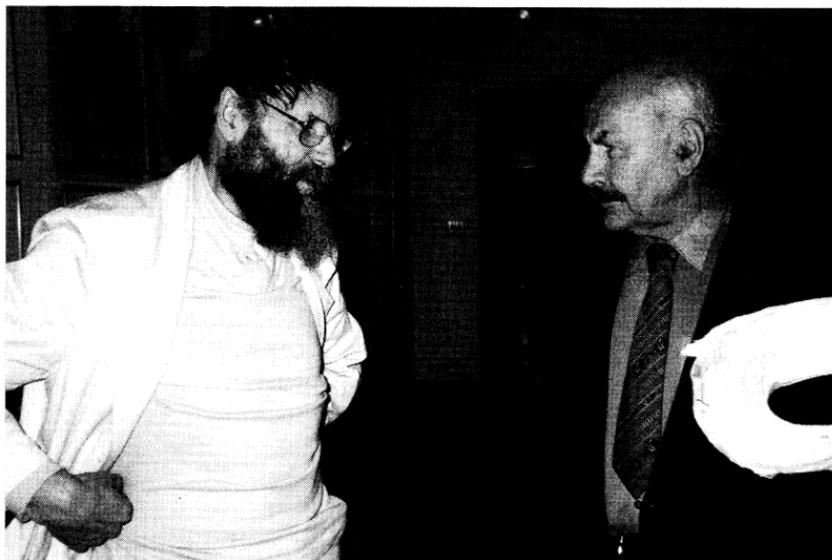


Abb. 34. Theodor Aue im Gedankenaustausch mit dem Philosophen, Künstler und Publizisten Carl Gustaf Lilius während einer diesem gewidmeten Ausstellung im Amos-Anderson-Museum Helsinki (1989).

Da Theodor Aue aber kein rein genealogisches Interesse hatte, sondern eigentlich versuchte, seine Familiengeschichte in ein gesamteuropäisches Geschehen einzuordnen, suchte er zunehmend Kontakt zu historischen Fachkreisen. Es gibt eine Reihe von Briefen, aber seine liebste Annäherungsart war das Gespräch. Er ging gern zu Lesungen, Ausstellungen oder öffentlichen Tagungen, wo es möglich war, mit Personen seines Interesses selbst zu sprechen. Er war im besten Sinne neugierig und konnte zuhören – seine Fragen waren echt und direkt, und er wollte Antworten, keine Bestätigungen. Ihn faszinierten daher die „Querdenker“ – z.B. hat er mit dem Philosophen, Künstler und Publizisten Carl Gustaf Lilius manchen anregenden Gedankenaustausch gehabt.

... zur Geschichte Osteuropas

Mit den neuen Erkenntnissen über die Geschichte – besonders Osteuropas – setzte sich Theodor Aue intensiv auseinander; dies zeigt sich an einer ganzen Reihe weitgehend ausgearbeiteter Buchbesprechungen – es scheint aber, daß sie nicht für einen größeren Kreis veröffentlicht wurden – neben „Deutsch-Evangelisch in Finnland“ (der Zeitschrift der Deutschen Gemeinde Helsinki) wäre an Verbandsschriften oder Leserbriefe zu denken. Regelmäßig legte er jedoch seine Gedanken in Rundbriefen an einen begrenzten Kreis – ein Verteiler umfaßt z.B. 25 Namen – von Freunden in Skandinavien und Mitteleuropa nieder. Oft lagen Übersetzungen in Finnland erschienener Zeitungsartikel oder Zeitschriftenaufsätze bei, manchmal fügte er eine ihm wichtige Neuerscheinung als Geschenk hinzu. Sein allgemeinstes Anliegen ist gewesen, was er mit der Übersendung einer Publikation der Deutschen Bibliothek (Jahrbuch für finnisch-deutsche Literaturbeziehungen) zeigen wollte: „daß das kleine Finnland kein schlafendes Eck Europas ist, sondern daß auch hier der europäische Geist lebt.“

Ihm wurde deutlich, daß viele erlebte Ereignisse andere Hintergründe hatten, von denen er damals nicht wissen konnte oder aber die er – aufgrund seiner Sozialisation – nicht zur Kenntnis nehmen wollte. Er reagierte jedoch darauf nicht wie viele Angehörige der Erlebnisgeneration, die sich dagegen verwahren, die Geschichte „den Historikern zu überlassen“. Vielmehr hat er – man sieht es an den umgearbeiteten und verworfenen Textstellen

seiner Lebenserinnerungen – diese Erkenntnisse akzeptiert und z.B. sehr darunter gelitten, daß er unter dem Eindruck eines Schwarz-Weiß-Bildes von der bolschewistischen Gefahr Hitler falsch eingeschätzt hatte. Das neue Europa, das auch Theodor Aue sich herbeisehnte, mit Krieg und Völkermord schaffen zu wollen, hatte sich vor aller Welt als entsetzlicher Irrweg herausgestellt – aber nicht das Ziel mußte aufgegeben, sondern über den richtigen Weg nachgedacht werden.

Aus der Zerstörung Mitteleuropas zu einer neuen Ostpolitik

Jetzt war ihm klar, daß der Zweite Weltkrieg – so schrieb er nach dem 40. Jahrestag des „Unternehmen Barbarossa“ Ende Juni 1981 in einem Rundbrief – die Zerstörung des Mitteleuropa war, in dem er seine Wurzeln wiedererkannt hatte. Er hatte die Tschechoslowakei und Ungarn noch vor der Sowjetisierung kennengelernt und wohl noch einen Begriff davon bekommen, daß hier etwas von der Vielfalt Europas gelebt hatte, deren Glanz er in seinen Jugendjahren vor allem durch die deutsche Kultur vermittelt bekommen hatte. Er mußte den Wahnsinn von Krieg und Rassismus mit ansehen und durfte andererseits erfahren, daß die kleine deutsche Minderheit in Finnland ihr Wesen bewahren konnte, weil der finnische Staat trotz aller außenpolitischen Rücksichtnahmen innenpolitisch seine Unabhängigkeit weitestgehend verteidigt hatte. So erschien es ihm möglich, im Zusammenhang mit europäischer Überzeugung und finnischem Patriotismus seine Hochachtung vor der deutschen Kultur trotz alles Geschehenen weiter zu vertreten.

Aber zugleich wandte er sich vehement gegen eine Dämonisierung des Russentums und eine Verteufelung des Kommunismus; vielmehr las und schrieb er nüchterne Analysen über die tatsächlichen, berechtigten Sicherheitsinteressen der Sowjetunion. Aber schon zugleich war er schon 1981 voller Optimismus, daß die Teilung Europas nicht endgültig sein würde. Er schrieb, daß die Sowjetunion auf die aus Polen kommende Herausforderung keine geistige Antwort finden werde – sah also die Legitimitätskrise voraus, die Andropow und Gorbatschow zu Glasnost und Perestroika führte.

Viele Zeugen dieser Umwälzung kritisieren heute im Nachhinein, daß man gegen dieses bereits ausgehöhlt System

keine „wesentlich konsequentere Haltung“ eingenommen habe (z.B. Oppositionelle unterstützt und die Regierungen kühl behandelt). Theodor Aue hingegen war überzeugt, daß sowohl die finnische Politik Paasikivis und Kekkonens gegenüber der Sowjetunion als auch die deutsche Ostpolitik Willy Brandts gerade ein wichtiger Auslöser für diese Legitimitätskrise des sowjetischen Herrschaftsystems waren. Brandt und Wehner hatten – nach Aues Worten – als einzige logische Konsequenzen aus der bisherigen irrationalen Rußlandpolitik Deutschlands gezogen, und gern zitierte er Paasikivis Satz: „Die Tatsachen erkennen ist der Anfang aller politischen Weisheit.“ Die einzigen beiden Länder, die die Sowjetunion „aus freiem Entschluß“ angegriffen hatten, machten nun durch ihre konsequente Politik der Berücksichtigung sowjetischer Sicherheitsinteressen die These von der immer noch bestehenden Bedrohung aus dem Westen zur Chimäre – und damit entfiel das letzte Argument, das etwa Polen innerlich noch bei der Sowjetunion gehalten hätte. Die KSZE in Helsinki war für Theodor Aue ein erster Ertrag: die deutschen Ostverträge hatten diesen Akt ermöglicht, der sicherlich eine langjährige Forderung der Sowjetunion war, aber auch in Finnlands Interesse lag, als ausrichtendes Land seinen Neutralitätsanspruch wirkungsvoll zu unterstreichen.

Viele Adressaten seiner Rundbriefe, besonders in Deutschland, hatten ja in den Medien das weit verbreitete Bild von der „Finnlandisierung“ vermittelt bekommen – der Vorstellung, Finnland sei nur optisch in einer anderen Lage als die sozialistischen Satellitenstaaten der Sowjetunion. Aber ihr Geschäftsfreund, Kriegskamerad, Landsmann oder Mitemigrant Theodor Aue bestätigte ihnen dies nicht, sondern setzte an, ihnen die Staatsklugheit hinter dieser scheinbar kleinmütigen Politik aufzudecken, und schloß damit, „daß man froh sein kann, ein Staatsbürger dieses Volkes“ zu sein. „So verstanden ist die s.g. Finnlandisierung ein Positivum“, schloß er und hoffte, daß es dem deutschen Volk glücken werde, eine ähnlich erfolgreiche Politik zu finden.

Illusionsloser Optimismus: Stiftungsgründung und letzte Jahre

Aber die „schiefe“ Formulierung „ein Staatsbürger dieses Volkes“ läßt ein Stück von dem Zwiespalt erahnen, den Theodor Aue nicht überwinden konnte. Er, finnischer Bürger von Jugend auf und

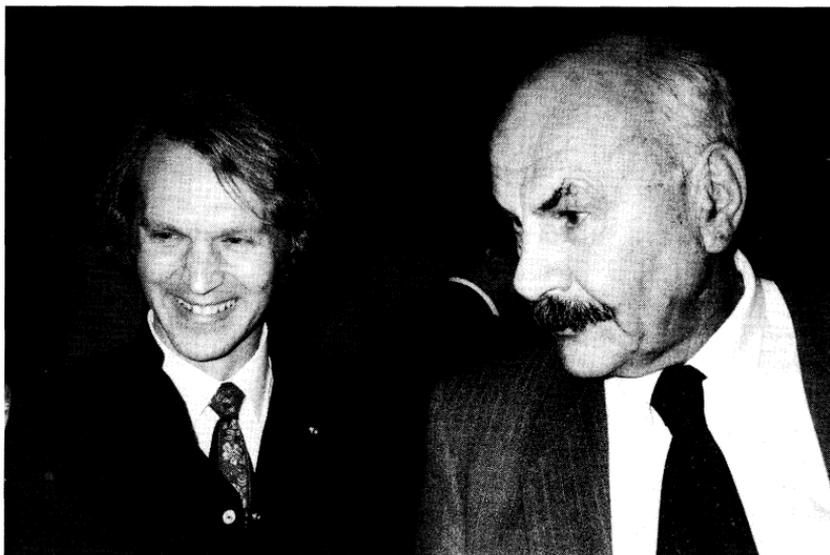


Abb. 35. Theodor Aue und Ilkka-Christian Björklund, sozialdemokratischer Parlamentarier, Sonderbeauftragter des Handels- und Industrieministeriums und seit 2000 Kultur-Bürgermeister von Helsinki, im Gespräch. Björklund gehörte dem Beirat der Aue-Stiftung seit ihrer Gründung an.

Kriegsfreiwilliger, der so dafür warb, daß seine Freunde in Deutschland Finnland richtig verstehen und nicht vergessen möchten, sprach über das Land in seinen Briefen und Entwürfen wie ein Außenstehender: es sind „die Finnen“, von denen er schreibt – nicht „wir“ oder „unser Volk“. Meinte er, dazu nicht berechtigt zu sein, weil seine Vorfahren das karge Geschick dieses Volkes nicht mitertragen hatten? Oder fühlte er sich doch nicht voll akzeptiert? (Er war Mitglied und 1987 immerhin Kassenprüfer in der Association of Foreigners in Finland – offenbar hielt er die Stellung und Akzeptanz der Fremden in Finnland durchaus noch für verbesserungswürdig.) War er doch im Herzen Deutscher? (Er klagte manchmal: „Für die Finnen bin ich immer noch der Russe, für die Schweden der Deutsche und für die Deutschen der Finne!“) Vielleicht hätte er gerne mit den schon fast 200 Jahre alten Worten

eines anderen Deutschen in Finnland, des Wiborger Schulinspektors August Thieme, gesagt: „Ein Vaterland ist nur unser – die Welt.“

In diesen kritischen Jahren zwischen Raketenwettrüsten und Wende schrieb er einmal in einem Briefentwurf an seinen Bruder Alexander: „Was soll ich dazu tun? Luthers Spruch, bevor Du stirbst, pflanze einen Apfelbaum ... ist ein gutes Wort, ich versuche mich daran zu halten.“ Das scheint ein erster Hinweis auf den Gedanken an die Gründung der jetzigen Aue-Stiftung zu sein, auf die im Anhang ausführlich eingegangen wird. Sie wurde 1985 eingerichtet und trat 1988 mit einem Festakt in der Finlandia-Halle an die Öffentlichkeit. 1989 konnte Theodor Aue das erste von der Stiftung geförderte Buch in der Hand halten – einen Wiederabdruck aller Berichte der Neuen Zürcher Zeitung über den finnisch-sowjetischen Winterkrieg, sofern sie dort (wie meistens) auf der Titelseite gestanden hatten – und zwei Jahre später waren die Ergebnisse der ersten von ihr geförderten Forschungsarbeit veröffentlichungsreif: über Lübecker in Finnland.

Man hätte erwarten können, daß Perestroika und Glasnost Theodor Aue geradezu elektrisiert hätten. Tatsächlich hat sein schon Anfang der 80er Jahre einsetzender Optimismus zugenommen. Er hatte ja seine Stiftung der Zusammenarbeit mit allen deutschsprachigen Ländern und Gebieten gewidmet. Damit wollte er nicht nur engem nationalstaatlichen Denken entgegenwirken und den Sinn für gedeihliche Minderheitenpolitik (z.B. in Dänemark, Belgien, Ungarn, Rumänien) fördern. Es war ihm vielmehr ein selbstverständlicher Gedanke, vor allem durch Bemühungen um Zusammenarbeit mit der DDR die Spaltung Europas überwinden zu helfen. Er war sich wie wenige dessen bewußt, welche katalysierende Funktion Finnland für den europäischen Einigungsprozeß aufgrund seiner gleichgewichtigen Beziehungen zu West und Ost haben würde: daß er mit seinem finnischen Paß Europas bestbewachte Grenze einfach überqueren und spontan von Lübeck nach Schwerin fahren konnte, hat es ihm sinnfällig gemacht. Daß Finnland – nicht begeistert, aber klar entschieden – ja zur Europäischen Union sagte, hätte er erwartet. Daß Finnland und Deutschland ihre positive Ostpolitik nicht als nunmehr unnötig über Bord werfen mögen, dazu hätte er sehr geraten. Denn daß Rußland

schweren Zeiten entgegenging, schrieb er – als Kenner des Landes, der Menschen und der Gesetze der Wirtschaft – schon in seinen differenzierten Aufzeichnungen aus den Jahren 1985–1987. Aus Interesse an diesen Fragen nahm er 1989 in Moskau an einem internationalen Kongreß zum Thema „Wirtschaftliche Zusammenarbeit der Sowjetunion mit der westlichen Welt in den 1990er Jahren“ teil, veranstaltet von den Zeitungen *International Herald Tribune* und *Ekonomitscheskaja gaseta* und der Handelskammer der Sowjetunion, wo ihn vor allem die Rede Helmut Schmidts beeindruckte – und seine Skepsis bestätigte. Er sah eine besondere Verantwortung Westeuropas und hielt es für möglich, daß wieder Menschen wie seine Vorfahren nach Rußland gingen und dort erfolgreich, aber auch förderlich für das Land tätig würden. Es ist dies die optimistische Sicht, aber aus der in diesem Büchlein ausgebreiteten Geschichte könnte man auch den pessimistischen Schluß ziehen, daß diesen Menschen nur der eigene wirtschaftliche Erfolg gelang, aber ihr Wirken die Widersprüche des Landes nicht überwinden konnte und sie und ihre Nachkommen schließlich deren ganze Wucht am eigenen Leibe zu spüren bekamen...

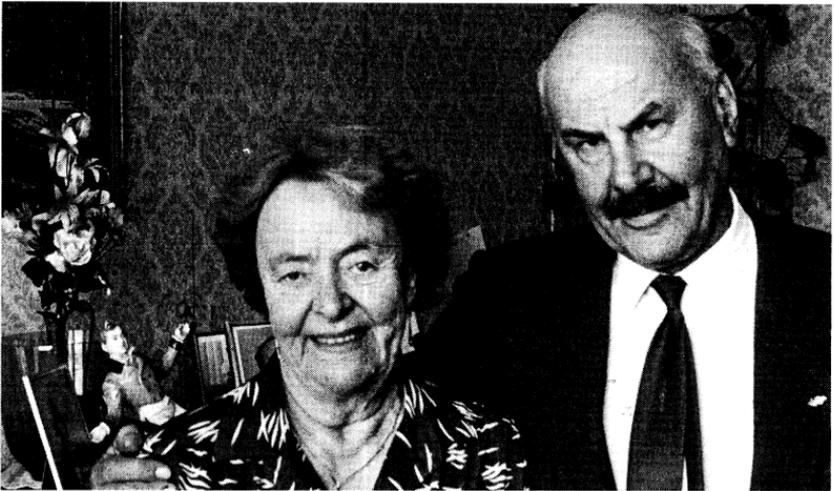


Abb. 36. Ulla und Theodor Aue, das Gründerpaar der Aue-Stiftung, aufgenommen am 11. Mai 1988, dem Tag der öffentlichen Vorstellung der Stiftung.

Während er die ersten Arbeiten der Stiftung noch leitete, ordnete Theodor Aue sein Haus. Er gab die schöne Villa in Puistola auf, sichtete Möbel, Bücher sowie schriftliches Material und bezog mit Ulla Aue die von seinen Eltern hinterlassene Wohnung in dem Helsinkier Innenstadtvorort Munkkiniemi. Das Büro der Stiftung wurde in einer kleinen weiteren Wohnung in demselben Haus eingerichtet. Leichten Herzens brach er nach der schweren Arbeit nach Deutschland auf, um im Weserbergland seine übliche Kur durchzuführen. Er habe noch keine Rückfahrkarte, scherzte er: vielleicht werde er sich ein Häuschen kaufen und dann in beiden Ländern abwechselnd leben. In der von ihm so geliebten Mittelgebirgslandschaft ist er plötzlich am 23.6.1991 in Detmold an seinem Herzleiden gestorben. Ulla Aue folgte ihm nur ein Jahr später; am 18.8.1992 erlag sie einer längeren, schweren Krankheit.

Die europäischen Aues an der Jahrtausendwende

Kapitel 13

Wieder nach Schweden: Alexander und Vieno Aue

Auch der Bericht über Alexander Aue, der heute mit seiner Frau Vieno geb. Väätti in Stockholm lebt, muß am Anfang seines Lebens aufgenommen werden. Denn wie oft bei Brüderpaaren enthält diese Biographie an vielen Stellen betont kontrastive Realisierungen des in ähnlichen Voraussetzungen angelegten Potentials. In gewissem Sinn war Alexander trotz des geringen Altersunterschiedes unter einem anderen Stern – nach der Oktoberrevolution eben – geboren. Als sein Bruder lebensbedrohend krank wurde, konnte man noch eine Ärztin herbeitelegrafieren; Alexander muß eine ähnliche Krise mit Hilfe traditioneller Hausmittel überstehen. Als er getauft wurde, konnte er schon laufen, denn der deutsche Pfarrer konnte wegen des Bürgerkriegs erst im Herbst 1919 in die Berge des „russischen Orients“ kommen.

Alexander Aues Werdegang

Aus der Kindheit in Helsinki sind einige Züge ihm besonders in Erinnerung geblieben: den ersten Schnee hat er intensiv erlebt, Skilaufen im Park vor dem Haus begeisterte ihn, wie er überhaupt zeit seines Lebens Sport geliebt und betrieben hat. Für die Sprachenfrage war er sehr sensibel: In Rußland hatten viele Eltern aus Trotz gegen den zaristischen Nationalismus miteinander deutsch zu sprechen begonnen, aber mit ihren Kindern nur Russisch geredet, damit sie sich nicht verrieten – in Finnland war nun Deutsch alleinige Familiensprache, aber im Kindergarten wurde Schwedisch gesprochen. Dies lernten auch seine Eltern bald sehr gut, aber manche finnischen Geschäftsfreunde benutzten ungerne die Sprache, die jahrhundertlang die Sprache der Oberschicht in Finnland gewesen war – dann mußte wieder Deutsch gesprochen werden,

denn das Finnisch der Eltern reichte für Verhandlungen und Konversation nicht hin.

Doch auch das Russische sollte nicht verloren gehen. Die Weihnachtsbildchen, die die Kinder den Eltern malten, waren zweisprachig: Vater Aue bekam ein Bild mit deutschem Text von dem Dampfer, mit dem er auf Geschäftsreise nach Stettin fuhr, Mutter eine „Jolotschka“ – einen von Kindern umtanzten gemalten Weihnachtsbaum – und ein selbstgemachtes russisches Gedicht. Und vor allem erzählte Alexandra Sergejewna, die Köchin, den Kindern auf Russisch – denn sie war nicht nach Rußland zurückgekehrt, als ihre Herrschaft in den Westen gegangen war, hatte aber auch keine der beiden Landessprachen gelernt. Auch sonst im Haus hörte man viel Russisch – im Erdgeschoß bei den Angestellten des Fruchtgrossisten Jacob Majslisch, eines Odessaer Juden, oder gegenüber bei Baron Waldemar von Buxhoevden, einem baltischen Adligen, der in der Kanzlei des russischen Generalgouverneurs einen hohen Posten bekleidet hatte. Auch der Vermieter war Russe; Schwedisch brauchte man in diesem Hause fast nur, um sich bei dem im Hause lebenden Komponisten Selim Palmgren für den Kinderlärm zu entschuldigen! Die Kinder dieser so verschiedenen Mieter trafen sich aber alle in der Deutschen Schule, und in der schwedischen Pfadfindergruppe „Spanare“ (Späher) wurde nicht lange gefragt, was man zu Hause sprach.

Schura wurde durch die Schule nicht so sehr von Deutschland begeistert wie Fedja; dafür war er sein Leben lang dankbar, über den Sprachlernaufenthalt noch die stille Schönheit Finnlands auf dem Lande kennengelernt zu haben, bevor die Motorisierung kam. Auf Fahrten mit selbstgebauten Kanus über die finnischen Seen und als einer der ersten Helsinkier Skitouristen in Lappland erlebte er mit seinem Bruder die vielfältige Attraktivität des Landes.

Er erfuhr, da er ja erst 1937 Abitur machte, die ideologischen Auseinandersetzungen an der Schule intensiver – daß die reichsdeutschen Schüler in die Hitlerjugend eintreten mußten und die „Volksdeutschen“ in die Deutsche Jugendgruppe gehen sollten. Alexander Aue trat als 16jähriger in das finnische „Schutzkorps“ (Suojeluskunta, schwed. Skyddskår) ein, einen paramilitärischen Zusammenschluß, der sich auf die Verteidigung der bürgerlichen Ordnung gegen „linke Umtriebe“ vorbereitete, sich allerdings bei

dem rechtsradikalen Mäntsälä-Putschversuch 1932 überwiegend loyal verhalten hatte.

Die Mithilfe im Kontor des Vaters, die seinen Bruder schon als Schüler für den Kaufmannsberuf begeisterte, reizte Schura nicht. Er war naturwissenschaftlich-technisch begabt, wie fast alle Aues und auch seine Mutter. Sie konnte gut vertragen, daß der Pflegebruder Sergei von Bagh das Kinderzimmer in einen Kleintierzoo verwandelte, weil sie und ihre Schwester sich in ihrer Jugend brennend für Biologie interessiert hatten. Finnisch hatte Schura im Schutzkorps gelernt, aber er bezog nach einem Praktikum in Käkisalmi (schwed. Kexholm, heute russ. Priosjorsk) die schwedischsprachige Universität Åbo Akademi in Turku und spezialisierte sich an der chemisch-technischen Fakultät in Metallurgie.

Kriegsjahre, Hochzeit

Der Winterkrieg unterbrach 1939 das Studium; da die Zeit im Schutzkorps als Grundausbildung angerechnet wurde, bestand der Wehrdienst aus dem Besuch der Unteroffiziersschule. Das kurze Friedensjahr genügte zum Ablegen des Vordiploms im Mai 1941, aber die Bemühungen um ein Praktikum in Deutschland scheiterten trotz der Kontakte des Vaters – in der kriegswichtigen chemischen Industrie durften Ausländer nicht arbeiten, auch wenn hinter den Kulissen schon das gemeinsame Vorgehen Deutschlands und Finnlands gegen die Sowjetunion geplant wurde. Als Führerscheininhaber wurde Alexander Aue im finnisch-sowjetischen Fortsetzungskrieg (1941–1944) als Feldwebel einer Transporteinheit zugeteilt; die Reserveoffiziersausbildung führte ihn für ein halbes Jahr einer Kampfkompanie an der Front zu. Aber wegen seiner für die Munitionsindustrie wichtigen Fachkenntnisse und auf Empfehlung von Professor Barth, der für die Firma Outokumpu die Kupferhütte in Imatra aufgebaut und dann einen Ruf an die Technische Hochschule Helsinki erhalten hatte, wurde er dorthin als sein Assistent zum Abschluß seines Studiums beurlaubt. Als Diplom-Ingenieur und im Rang eines Fähnrichs kehrte er in seine Transporteinheit zurück und überlebte den Krieg.

Bei seinem letzten Abschied zur Front war er schon mit der Erzieherin Vieno Väätti bekannt; beide heirateten im März 1945.

Damit überkreuzten sich die Sprachverhältnisse bei den Aue-Brüdern: derjenige, der eine schwedischsprachige Hochschule besucht hatte, wählte nun als Haussprache Finnisch. Vieno Aue, 1921 geboren, stammte aus Helsinki, hatte nach dem Abitur 1940 am dortigen Ebenezer-Seminarium ihre zweijährige Berufsausbildung absolviert, aber ihre erste Stelle verloren, weil der Kindergarten in Loviisa (schwed. Lovisa) wegen des Kriegs geschlossen wurde. Daraufhin begleitete sie regelmäßig die Transporte von den ca. 70 000 Kindern, die aus dem umkämpften Finnland nach Schweden evakuiert wurden; in den letzten Jahren hat sie öfters als Zeitzeugin über diese im Detail wenig bekannten Vorgänge vorgelesen. Ihren Beruf – sie bildete sich 1948 noch zur Volksschullehrerin weiter – hat sie in Finnland und dann auch in Schweden ausgeübt; mit 71 Jahren gab sie zum letzten Mal Unterricht als Vertretungskraft für Finnisch in einer Stockholmer Schule.



Abb. 37. Die Stockholmer Aues mit ihrer Familie bei einer Vorweihnachtsfeier in der Stockholmer Wohnung 1996; v.l. Ursula Paulsson, Torbjörn Häll und seine Partnerin Erica Paulsson (jetzt beide v.b. de Jager), Vieno Aue, Malin, Björn und Bo Paulsson (Als Fotograf fehlend: Alexander Aue).

Berufsanfang und Umsiedlung nach Schweden

Alexander Aue fand seine erste Stelle als Betriebsingenieur bei der Metallfirma Fiskars in ihrem Stahlwerk Äminnefors bei Karjaa (schwed. Karis) südwestlich von Helsinki; die von der Sowjetunion auferlegten Reparationsleistungen forcierten den Aufbau einer Schwerindustrie und weckten entsprechenden Arbeitskräftebedarf. 1953 bewarb er sich jedoch in Schweden und fand eine Stelle als Betriebsingenieur des Bleiwerks Rönnskär der Firma Boliden AB nahe Skellefteå in Norrland. Arbeitsemigration aus Finnland in das wohlhabende Nachbarland jenseits der Ostsee war zwar in der Geschichte immer wieder üblich gewesen, setzte aber erst ab 1960 wieder in großem Stil ein. Alexander Aues Entscheidung war eher auch von Christine Aue in Stockholm beeinflusst, die zunehmende Eingriffe der Sowjetunion in die inneren Verhältnisse Finnlands und somit Gefahr für Deutschstämmige und Rußlandemigranten befürchtete. Wie oft hatte sie ja vergeblich dazu ermutigt, zu gehen, bevor es zu spät sei! Alexander Aue wollte nach drei Jahren endgültig entscheiden, aber er blieb fünf Jahre in Rönnskär und fand anschließend eine Lebensstellung in Gullspång am Vänern-See. Das dortige Elektrizitätswerk verbrauchte seinen Stromüberschuß, der mit der damaligen Leitungstechnik noch nicht weit transportiert werden konnte, in einer eigenen Fabrik für energieintensiv hergestellte Eisenlegierungen (vor allem mit Silizium). Alexander Aue wurde Betriebsingenieur und 1964 zum „Dispositionen“ (Direktor) der Tochtergesellschaft Gullspång Elektrokemiska AB gewählt.

Die juristischen Vertretungsbefugnisse des Postens machten es notwendig, schwedischer Bürger zu werden – aber angesichts eines solchen Vertrauensbeweises fiel dies nicht schwer. Auch Vieno Aue wechselte wenig später ihre Staatsangehörigkeit. Alexander Aues Zeit als Direktor waren zunächst durch Millioneninvestitionen zur Modernisierung und Vergrößerung des Betriebs – u.a. durch einen weiteren Hochofen – geprägt. Aber der Wegfall der Schutzzölle in der EFTA, die verbesserten Umweltschutzbestimmungen und die Stahlkrise machten Ferrosilizium zu einem problematischen Produkt, so daß man die notwendigen Investitionen scheute. Bis 1980 gelangen Produktionsumstellungen auf Rückgewinnungstechniken, aber in seinen letzten Berufsjahren mußte Alexander Kapazitäts-

abbau organisieren – bitter für einen Mann, dem „Entwickeln statt abwickeln“ als Motto gegolten hatte. Für ihren Lebensabend ließen sich die Aues in Stockholm nieder, so daß dort nach dem Tode der Tanten – die immer kränkelnde Sophie war 1941, Emma 1950, Christine 1973 und Meta 1975 gestorben – doch wieder Aues leben. Sie sind es nun, die die Verbindung zu den Verwandten in der Schweiz einerseits und in Rußland andererseits aufrechterhalten.

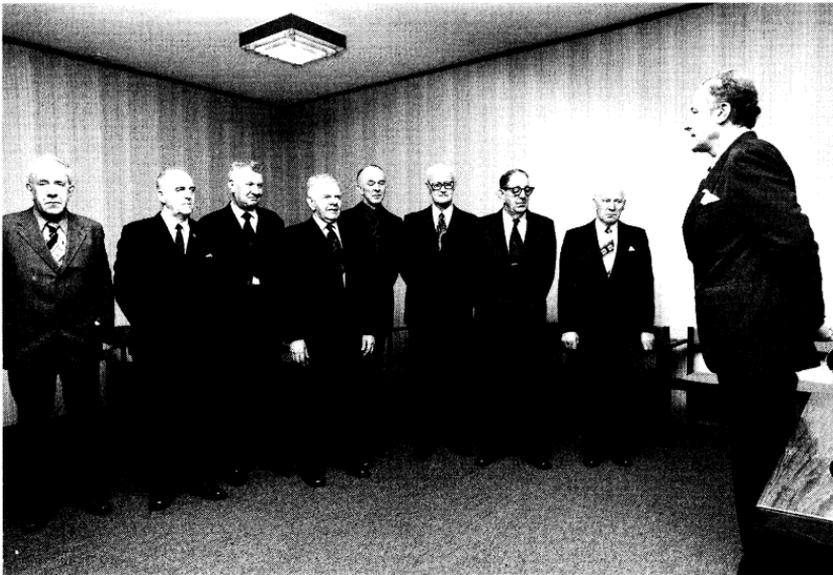


Abb. 38. Alexander Aue als Direktor des Eisenlegierungswerks „Gullspång Elektrokemiska AB“ bei der Verabschiedung von Pensionären. Nach schwungvoller Aufbauarbeit und Entwicklung neuer Recycling-Technologien mußte er sich dem durch die europäische Stahlkrise ausgelösten Druck beugen; für manchen Pensionär wurde in diesen harten Zeiten keine Neueinstellung mehr vorgenommen.

Dieser Weg in ein neues Land schien anfangs noch den erzwungenen Emigrationen seiner Vatergeneration vergleichbar, aber eigentlich setzte Alexander Aue als einziger Enkel die Tradition des Großvaters Wilhelm Aue – und auch der Peltzers, von Raschas und

Tiedemanns – fort: er hatte sich mit seiner Qualifikation seinen Platz in einer neuen Umgebung erarbeitet. Aber die Randbedingungen waren doch gegen früher sehr verschieden. Einerseits kam ihm als finnischer Bürger in Schweden bestimmt nicht mehr ein solcher Bonus automatisch zugute, den damals im „Schwellenland“ Rußland Deutsche als Vertreter eines Landes „im Westen“ mit moderner Technologie hatten. Andererseits war Schweden, das Gastland, ein demokratischer Sozialstaat, dessen Ausländerpolitik zunehmend auf Akzeptanz, aber auch auf Integration abzielte. Für diese wieder brachte Alexander Aue hervorragende Sprachkenntnisse und Berufsqualifikation mit.

So sagt Alexander Aue heute, daß die jüngeren Generationen seiner Familie sich keinesfalls mehr als deutsch, wohl aber als europäisch empfinden – für die Weitergabe der russischen Traditionen der Familie hingegen ist der Abstand selbstredend zu groß. Die Tochter Ursula, die Vieno und Alexander 1953 adoptierten, wuchs noch zweisprachig auf und lernte außerdem gut Deutsch; in der Folgegeneration hingegen spricht niemand mehr deutsch oder finnisch. Aber die Familien blühen. Ursula lebt mit ihrem Mann Bo Paulsson noch in Gullspång, wo er eine Firma hat und sie in einem Industriebetrieb arbeitet; ihr Sohn Björn arbeitet in Karlstad, die jüngere Tochter Malin geht noch in Mariestad zur Schule. Alexanders Aues Vornamen trägt sein Urenkel, der Sohn seiner Enkelin Erica de Jager und ihres Mannes Torbjörn, die ebenfalls – als Kosmetikerin bzw. Werbefachmann – in der schwedischen Hauptstadt leben.

Kapitel 14

Die Verwandten in Rußland nach Stalinismus und Perestroika

Das Auftauchen aus dem Alptraum der stalinistischen Säuberungen zog sich bei den Deutschen in Rußland noch länger hin als bei anderen diskriminierten Nationalitäten der Sowjetunion. Zwar waren ein Jahr nach Kriegsende auch die letzten Lager der „Arbeitsarmee“ aufgelöst, aber den Entlassenen wurde 1948 ausdrücklich das Recht auf Rückkehr an die früheren Wohnsitze abgesprochen. So waren sie wie ihre irgendwohin zerstreuten Familienangehörigen weiterhin Sondersiedler ohne Freizügigkeit, die sich – zunächst alle 14 Tage – auf der Ortskommandantur der Geheimpolizei NKWD melden mußten. Der deutsche Bundeskanzler Adenauer erreichte zwar bei seinem Besuch in Moskau im September 1955 neben der Entlassung der deutschen Kriegsgefangenen auch die Aufhebung der rechtlichen Diskriminierungen für die in Rußland ansässigen Deutschen, nicht aber Entschädigung und Rückkehrrecht. Felix Aue wurde 1956 von seiner 1938 erfolgten Individualverurteilung posthum rehabilitiert; die Rücknahme der kollektiven Beschuldigungen gegen die ganze deutsche Nationalität erfolgte erst 1964. Die letzten Beschränkungen der Freizügigkeit wurden 1972 aufgehoben, aber da man nun wie jeder Sowjetbürger zum Umzug eine Anforderung von einem Betrieb vorweisen mußte, war eine generelle Rückkehrmöglichkeit nicht gegeben. Allerdings wurde oben erwähnt, daß Spezialisten wie Leo Aue und Woldemar Brieling es schafften, wenigstens wieder in die Nähe von Moskau zu gelangen.

Eine versteckte Schikane bestand darin, daß alle diese Erleichterung schaffenden Bestimmungen nicht zur Veröffentlichung freigegeben wurden – die Betroffenen mußten deshalb meinen, Nutznießer eines besonderen Entgegenkommens zu sein, das sie sich keinesfalls durch Auffälligkeiten wie Auslandskontakte verschmerzen durften. Allerdings half Margarethe Aue ein besonderer Glücksfall, die Verbindung nach Rußland wiederherzustellen. Sie schrieb 1955 an die Adresse der Moskauer „Flurwohnung“ ihrer Schwester Ellinor Bittrich, und es kam Antwort – allerdings von dem Träger des „Ordens der sowjetischen Arbeit“ und zweimal mit dem Lenin-

Orden geehrten berühmten Schauspieler Igor Iljinski. Er war in der Sowjetunion so bekannt wie im Westen Charlie Chaplin, ein Liebling des Publikums wegen seiner komischen Rollen in Filmen, aber zugleich ein großer Mann der Bühne und des ernststen Faches. Seine öffentlichen Rezitationen vor brechend vollen Sälen waren eine Quelle des Wohlstands neben seinem Theatergehalt, und er durfte in den Westen reisen – u.a. als Begleiter der Eishockey-Nationalmannschaft. Er hatte sich dafür eingesetzt, daß Ellinor Bittrichs Tochter Tanja nach ihrem Bühnengagement in Moskau auch das Wohnrecht erhielt. Er war wie Tanja verwitwet, und sie heirateten 1949; aber lange noch durfte sie als Deutschstämmige nicht mit in dem großen Wagen mitfahren, der samt Chauffeur ihrem Mann zur Verfügung stand.

Erstes Wiedersehen 1957

Im Schutz der Ehe mit diesem „unangreifbaren“ Mann konnte Tanja Bittrich (sie führte zivil ihren Geburtsnamen weiter und öffentlich ihren Künstlernamen!) die Kontakte mit den anderen Aues wieder anknüpfen: Als ihre Tante Margarethe Aue 1957 auf einer „Intourist“-Reise zu den Revolutionsfeierlichkeiten dreieinhalb Tage in Moskau verbringen konnte, traf sie sich in der Wohnung der Iljinskis mit ihrer Schwester Ellinor. Diese lebte inzwischen in einer Villa außerhalb Moskaus und betreute Wladimir (Wolodja), den neunjährigen Sohn der Iljinskis. Aber zu Margarethes Überraschung war auch ihre inzwischen 85jährige Schwägerin Bertha Kusmin gekommen, die einzige Überlebende von Max Aues vier in der Sowjetunion gebliebenen Geschwistern. Ihre Tochter hatte sie aus Gomel nach Moskau begleitet, war aber aus Furcht vor Scherereien sofort wieder zurückgefahren. Auch die anderen Verwandten – Felix Aues Witwe Enta und ihre erwachsenen Kinder Leo und Flora – wagten nur bei einem Treffen im Theater die Kontaktaufnahme, bei der erstmals das Schicksal der umgekommenen Familienmitglieder Aue zur Sprache kam. Aber alle drei hatten qualifizierte Arbeit und verdienten gut – Flora hätte mit ihrer Begabung freilich lieber Gesang als Elektrotechnik studiert.

Leo stand am Anfang einer Karriere bei einem Staatstrust als Leiter der Schürfarbeiten nach Kohle und Erdöl in der ganzen So-

wjetunion; er hatte später zeitweise über 10 Untergebene und führte mehrjährige große Expeditionen in das Gebiet der Udmurten (nahe dem Uralgebirge) und in das Wolgadelta durch. Offiziell aber konnte er als ehemaliger „Sondersiedler“ keinen Wohnsitz in Moskau haben und galt als zu Gast bei seiner zweiten Frau, die wiederum als Angehörige des Haushalts seines Sohnes Alexander (Sascha) geführt wurde. Um dieses Problem zu lösen, führte er den Ausbau des Häuschens in Saltykowka durch, den sein Vater in den dreißiger Jahren nicht hatte vollenden können. Drei Birken, die Felix Aue geschont hatte, ließ auch er stehen – wie ein Denkmal für den unschuldig Verurteilten. Nun konnte die ganze Familie dort wohnen, aber die Trennung von Wohnen und Arbeiten und das Zusammensein auf engem Raum belastete doch das Privatleben.



Abb. 39. Wiedersehen der „dritten Generation“ der russischen Aues. Vorn v.l. Theodor, Flora und Alexander, hinten Leo Aue. Die Geschwister Leo und Flora hatten die stalinistischen Verfolgungen überlebt, denen ihr Vater Felix, der jüngste Bruder Max Aues, zum Opfer gefallen war. Glasnost und Perestroika ermöglichten die Ausreise nach Helsinki ohne besonderen Anlaß, nachdem Kontakte seit 1957 wieder möglich waren. Die Aufnahme entstand in der Wohnung in Munkkiniemi Ende 1989.

Leos zweite Ehe mit einer Kinderärztin ging Anfang der siebziger Jahre auseinander; Sascha Aue, der Sohn aus erster Ehe, mit wechselnden Bezugspersonen aufgewachsen, konnte sich beruflich nicht seinem Vater vergleichbar qualifizieren. Seine geschiedene Frau lebt in Moskau mit ihrer gemeinsamen, 1981 geborenen Tochter Jelena (Lenotschka), die gerade Arbeit als Buchhalterin gefunden hat. In Wilhelm Aues Urenkelgeneration wird sie als einzige seinen Namen in Rußland getragen haben; sie wuchs bis zum Mittelschulalter in Saltykowka auf, betreut von Leos Schwester, der inzwischen fast 76jährigen Flora Aue.

Letzte Begegnungen

Im Jahr nach dem ersten Besuch Margarethe Aues in Moskau konnte Bertha Kusmin nun auch ihren Bruder Max sehen. Agrippina (Gruscha) Aue, Willy Aues Witwe, die noch immer in Georg Aues Wohnung bei den Tschistyje Prudy lebte, hatte ihr einen Wohnplatz in Nazarino in Vorortbahnentfernung von Moskau eingeräumt. Dort wartete sie, bis die Helsinkier Aues – wieder auf einer Gruppenreise – sie besuchten. Auch ihre jüngste Schwester Meta schaffte es, sie kurz vor ihrem Tode im Jahre 1959 nach einer abenteuerlichen Fahrt dort draußen vor der Stadt aufzusuchen. Berthas Schwiegertochter Nora, Witwe des 1944 gestorbenen Boris Kusmin, die ebenfalls in Moskau als Übersetzerin ausländischer Literatur lebte, mied hingegen allen Kontakt mit der übrigen Verwandtschaft. Berthas Enkeltochter Edda, eine recht bekannte Schriftstellerin, hat sich nur einmal mit Verwandten aus dem Westen getroffen.

1961 traf man sich sogar außerhalb des Schutzes der Iljinskis in der Wohnung an den Tschistyje Prudy. Agrippina Aue weilte dann aber offenbar bereits wieder auf dem Lande, denn Theodor Aue, der damals zum ersten Mal in die Sowjetunion reiste, hat sie nie gesehen. Max Aue erkrankte vor der Abfahrt und fuhr auch später nicht nochmals – er war über 80 Jahre alt, und die Verhältnisse erschütterten ihn sehr. So sah er seinen Patensohn Andreas, der ausdrücklich in diesem Jahr aus seinem Verbannungs- und Wohnort Kotlas gekommen war, nicht mehr wieder, denn beide starben wenige Jahre später. Die Treffen wurden dann wieder regelmäßig in der Wohnung der Iljinskis fortgesetzt. Erst 1989 wagte

Leo Aue erstmals, seinen Vetter Theodor zu sich nach Hause einzuladen, denn das Gebiet von Saltykowka war für Ausländer gesperrt.

Agrippinas und Willys jüngere Tochter Walentina (Walja) Aue war Lehrerin geworden und lebte zusammen mit ihrer Mutter. Ihre Schwester Irina hatte Ilja Kritschewski geheiratet – einen Juden, der als promovierter Wirtschaftsgeograph in den achtziger Jahren an der Akademie der Wissenschaften als Kunstfaser-Spezialist arbeitete. Irina selbst hatte eine volkswirtschaftliche Ausbildung und war zu dieser Zeit stv. Budgetchefin des All-Unions-Fernsehens. Die ältere ihrer beiden Töchter, Natalja (Natascha), wurde die Ehefrau des Diplomaten Wladimir Nowochatski, Spezialist für portugiesischsprachige Länder – Kontakte mit diesem Zweig waren während der Sowjetzeit bis zur Perestroika daher nicht möglich.

Entspannung in der Breschnjew-Ära

Man kann natürlich nicht die Geschicke der Aue-Verwandten und -Nachkommen in jedem Punkt mit der allgemeinen Geschichte der Breschnjew-Ära in engere Beziehung setzen. Es scheint jedoch, als habe sie eine gewisse Sicherheit und Stabilität für diejenigen geboten, die die Angebote des Systems annahmen und über seine Schwächen hinwegzusehen bereit waren. So finden wir nicht nur die ja traditionell bildungsbeflissenen Familienmitglieder in vielseitigen Berufen, sondern auch eine vorsichtige Adaption westlichen Gedankenguts. Am weitesten konnten hier wiederum die Iljinskis gehen. Jetzt war es für Igor und Tanja auch gemeinsam möglich, zum Beispiel eine Tournee in den Westen zu unternehmen: in Rouen in Nordfrankreich, nahe des Orts der Handlung der „Madame Bovary“ von Flaubert, konnte Tanja ihre selbstverfaßte Dramatisierung dieses weltberühmten Romans unter Regie ihres Mannes aufführen. Ihr Sohn Wolodja, ein Verehrer der Beatles, konnte sich offenbar so eingehend mit westlicher U-Musik beschäftigen, daß sein langer Kenntnissvorsprung ihm 1991 die Tätigkeit als Chef der Abteilung „Westliche Musik“ beim Sender *Echo Moskwa* einbrachte. Aber auch Agrippinas Tochter Ira Kritschewski konnte in den frühen 80er Jahren in ihrer Stellung Auslandsreisen nach Madrid, Paris und Wien unternehmen.

Der Zweig der Familie mit den Überlebenden der stalinistischen



Abb. 40. Wladimir (Wolodja) Iljinski (20) und seine Großmutter Ellinor Bittrich (90), Margarethe Aues Schwester, in Moskau 1970. Das Bild spiegelt die „kleine Freiheit“ der Breschnjew-Zeit wider: Wolodja ist Beatles-Fan...

Verfolgungen hat dagegen den erlittenen Rückschlag nicht aufholen können. Leo, der sich für die kollektive Rehabilitation der Deutschen und Koreaner aktiv einsetzte und 1987 dem Verband der Deutschen in Rußland (*Sojus rossijskich nemzew*) beitrug, klagte, daß es noch bis 1991 dauerte, bis die den stalinistischen Repressionen kollektiv unterworfenen Nationalitäten den individuellen Opfern des Stalinismus gleichgestellt wurden. Aber unter den Bedingungen des seit der Perestrojka im Rußland der 90er Jahre entstandenen, durchaus ernsthaft als „Raubkapitalismus“ bezeichneten Systems hat diese Rehabilitierung kaum noch praktische Wirkung, denn der Staat kann wirkungsvolle Entschädigungen nicht zahlen.



Abb. 41. Die vierzehnjährige Jelena Aue im Garten des von ihrem Großvater Felix und ihrem Vater Leo ausgebauten Häuschens in Saltykowka bei Moskau, das seit Anfang der dreißiger Jahre immer wieder den Ruhepunkt in dem schweren Leben der Familie bildete; Leo Aues Schwester Flora hat fast ununterbrochen hier gelebt. Das preiswerte Wohnen auf dem Lande und die Selbstversorgung aus einem eigenen Garten sind heute für viele weniger gut gestellte Russen lebenswichtig.

Nach der Perestroika: Wohlstand oder Überlebenskampf?

So stehen die Nachkommen der russischen Aues – rechtlich endlich frei – wirtschaftlich teilweise vor einer neuen Leidenszeit. Die Renten der Alten reichen nicht zum Leben; Walja Aue bekommt 20 US-Dollar im Monat. Agrippina Aues Schwiegersohn Ilja Kritschewski hält als über 70jähriger an seinem Spezialberuf fest, auch wenn er nicht glänzend verdient. Traktoristen wie Sascha Aue hingegen finden nach der Umstrukturierung der Landwirtschaft nur noch schlechter bezahlte Arbeit. Theodor Aue hatte Flora den Kauf einer Wohnung ermöglicht, da die Wohnverhältnisse in Saltykowka nicht altersgerecht sind – aber die Wohnung muß (ebenso wie die Stadtwohnung von Leos jetziger Frau Sorja) untervermietet werden, um die Rente aufzubessern. Ohnehin ist der Ertrag des 2000-m²-Grundstücks in Saltykowka, das Leo Aue dank seiner technischen Fähigkeiten mit Gewächshaus und Kühlanlage für Marktproduktion und Vorratshaltung ausgerüstet hat, bitter notwendig.

Auch Tanja Bittrich treibt mit Hilfe des aus Sibirien stammenden Schwiegervaters ihres Sohnes Wolodja Iljinski in Wnukowo bei Moskau Selbstversorgungsgartenbau. Ihr Mann starb 1987 und liegt Kopf an Kopf mit dem Pianisten Emil Gilels auf dem Nowodjewitschi-Prominentenfriedhof begraben. Die Ersparnisse aus der gemeinsamen Zeit schwinden; Tanja steht mit 88 Jahren noch immer im *Maly Teatr* auf der Bühne. Auch Agrippina Aue, die 1984 starb, zog ja im Rentenalter auf das Land, um die Lebensgrundlage aufzubessern, und so geht es in den anderen Familien. Dann ist es natürlich ein besonderer Schicksalsschlag, wenn streunende Hunde, deren Halter das Futter nicht mehr bezahlen können, einem solchen Selbstversorger die gesamte Hühnerschar abschlachten, wie bei Tanjas Schwiegertochter Tatjana Bittrich geschehen...

Hoffnung, Freiheit und Internationalität

Die jüngere Generation hat jedoch die Umstellung auf die neuen Verhältnisse teilweise bewältigt – etwa die Kritschewski-Töchter und ihre Kinder (die Enkelinnen und Urenkelinnen von Agrippina Aue). Jelena (die jüngere Tochter von Ira Aue v. Kritschewski) und ihr Mann, Wladimir (Wolodja) Agafonnikow,

hatten beide Französisch studiert, 1984–1986 an einem Entwicklungsprojekt in Algerien als Übersetzer mitgearbeitet und geben nun Privatunterricht – auch in Deutsch; ihre Kinder Mascha (13) und Alexei (5) sind noch jung. Die Kinder von Ira Kritschewski älterer Tochter Natascha, in ihren jungen Jahren (wegen der Auslandseinsätze ihrer Eltern im diplomatischen Dienst) von ihrer Großtante Walja betreut, können aus ihrer später bei einem vierjährigen Einsatz ihres Vaters in Washington erworbenen Mehrsprachigkeit und Schulbildung profitieren und haben die Aufnahme in das Moskauer Diplomaten-Institut geschafft; Natascha selbst arbeitet als Free-Lance-Journalistin und Novellistin. Wolodja Iljinskis Frau Tatjana studierte Spanisch-Lehrerin, hat den unterbezahlten Beruf inzwischen zugunsten einer Arbeit in einer privaten Fernsehstation aufgegeben. Ihre beiden Söhne Anton (22) und Igor (19) studieren Journalistik an der Moskauer Universität und sprechen fließend Englisch.



Abb. 42. Zu Besuch in Moskau 1995 bei den Nachkommen von Wilhelm Aue d.J. (Willy). Vl.: Jelena Agafonnikow geb. Kritschewski, ihre Mutter Ira Kritschewski geb. Aue, Mascha Agafonnikow, Alexander Aue, Wassili und Ilja Nowochatski mit ihrer Mutter Natalja (Natascha) geb. Kritschewski, sitzend zwischen ihnen Ira Kritschewskis Schwester Walentina (Walja) Aue.

Die deutsche Sprache ist bei den Nachkommen der von Raschas mit Ellinor Bittrichs Tod verstummt, unter Willy Aues Nachkommen können die Agafonnikows deutsch – aus Schule und Hochschule! Die alte sprachliche Internationalität besteht jedoch weiter, neben den o.g. Beispielen sei auch noch Tanja Bittrichs Schwiegertochter Tatjana genannt, die eine spanischsprachige Schule besuchte. In Felix Aues Stamm müssen selbst Flora und Leo, die noch mit Deutsch aufgewachsen sind, es wieder neu lernen. Sie erwogen Ende der achtziger Jahre nach einigem Zögern doch ernsthaft, sich mit Theodor Aues Unterstützung in der Bundesrepublik niederzulassen – aber ihr Antrag scheiterte an Formalien, da Felix Aues Papiere im Bürgerkrieg verlorengegangen waren. In den neunziger Jahren engagierte Leo Aue sich dann zeitweilig in einer Organisation, die den Deutschen in Rußland die Bedingungen zum Bleiben verbessern sollte. Aber das arbeits- und entbehrungsreiche Leben hat nun auch allmählich seine Kräfte verschlissen.

1984 hatte Theodor Aue pessimistisch geschrieben: „Nun ist *tjotja Margarita* (Tante Margarethe – so wurde seine Mutter in Rußland genannt) nicht mehr unter den Lebenden. Der Anfang vom Ende dieser Moskauer Beziehungen hat angefangen.“ Dies ist (noch) nicht eingetreten; das Ende der Sowjetunion hat manche Erwartungen enttäuscht, aber gegenseitige Besuche ungleich einfacher gemacht. Wie Theodor Aue nach dem Tod seiner Mutter, so wurde nach dessen Tod Alexander Aue die zentrale Kontaktperson – auch im Jahre 2000 bestehen intensive Beziehungen zwischen den Stockholmer Aues und den russischen Verwandten.

Kapitel 15

Aues und ihre Verwandten in der Schweiz

Die Geschichte der „Schweizer“ Aues, zu denen die Geschwister George, Hans und Nora Aue durch die Rückwanderung mit ihrer Mutter Julie Aue geb. Risch geworden waren, beginnt mit ihrer Jugend- und Ausbildungszeit. Als sie ihre Schule absolviert hatten, geriet selbst die stabile Schweiz als einer der letzten europäischen Staaten um 1933 in die Nachwirkungen der seit 1929 anhaltenden Weltwirtschaftskrise. Sie waren im Weltmaßstab verhältnismäßig milde, aber für einige Zeit waren der Wertpapierhandel zum Erliegen gekommen und die Dividendenzahlungen eingestellt, so daß Julie Aue klagen mußte: „Auf dem Papier habe ich Tausende von Franken, und keinen Rappen zum Einkaufen in der Hand.“ Ihre Gymnasialausbildung in Rußland hatte dort eine Lehrberechtigung eingeschlossen, die aber in der Schweiz nicht galt; während die Witwe zu normalen Zeiten gut von den Zinsen des väterlichen Vermögens leben konnte, nahm sie in der Krisenzeit Heimarbeit als Schneiderin an, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Nur mit Stipendien konnten die Kinder ihre Ausbildung fortsetzen. Wie zu erwarten begannen beide Söhne ein Ingenieurstudium an der renommierten Eidgenössischen Technischen Hochschule ihrer neuen Heimatstadt Zürich. George war schon mit 18 Jahren Assistent und nach vier Jahren Studium 1933 Maschinenbauingenieur, bekam trotz der Wirtschaftskrise eine Stelle bei der Firma Gebr. Sulzer in Winterthur und war seit 1936 bis zur Pensionierung 1976 in der Dieselmotorenabteilung mit Forschung und Entwicklung betraut. Ihn führte das Berufsleben auf den Boden der anderen Weltmacht: in den Jahren 1939–1942 war er in Auburn im Staat New York/USA für seine Firma tätig. Ob das Englisch seiner Großmutter Emma noch in seinen Ohren geklungen hat? Allerdings war es auch seine Berufstätigkeit, die ihn 1963 nach Moskau führte – er hatte die Aufstellung eines großen, von seiner Firma gelieferten Dieselaggregats zu beaufsichtigen. Er stand dort vielleicht als erster Aue aus dem Westen an den Gräbern der Familie auf dem Deutschen Friedhof (Theodor Aue war dort erstmals 1987!). Dort lag ja auch sein 1921 gestorbener Vater in der

Nähe seiner Großeltern Wilhelm und Emma, seines Onkels Willy und seiner Tante Bertha begraben. Allerdings wagte George Aue nicht anzuklopfen, als er in dem großen Mehrfamilienhaus an den Tschistyje Prudy das Namensschild seines Vaters an der Tür der alten Wohnung entdeckte.



Abb. 43. Drei „Schweizer Aues“ (1976): Hans Aue und seiner Schwester Nora v.h. Nabholz, in der Mitte Noras Mann Jürg Nabholz; alle drei sind noch in Rußland geboren.

Die Erinnerung an Rußland versinkt

Daran zeigt sich beispielhaft, daß die Schweizer Aues insgesamt zurückhaltender in ihren Kontakten zu Rußland waren. Dafür gibt es eine Reihe einleuchtender Gründe. Zunächst war ja der Vater Georg Aue noch in Rußland gestorben; die Rischs waren zwar nicht alle in der Schweiz, aber eine so große Gruppe von Geschwisterverwandten wie bei den Aues gab es nicht. Dann spielte die große Entfernung eine Rolle, die nicht nur in Kilometern zu messen ist. Finnland und Schweden hatten direkte Kontakte mit Ruß-

land gehabt – mehr kriegerische als friedliche, aber man war benachbart. Die Schweiz hatte Russen erlebt, die entweder sehr reich oder bettelarme Oppositionelle waren, wie Lenin – jedenfalls „exotischer“ empfundene Erscheinungen als Russen in Helsinki. Der Schweizer Patriotismus war sicher auch schwerer mit alten Bindungen zu vereinbaren, die für die jüngere Generation zudem weniger konkret waren. Nora Nabholz, die jüngste der Schweizer Aue-Geschwister, lernte ja als Schulmädchen in der Schweiz nur deshalb noch einmal systematisch Russisch, weil eine Schwägerin ihres späteren Schwiegervaters sich russischer Kinder annahm und für eine Privatschülerin Gesellschaft suchte. Die Rußlandschweizer Kolonie in Zürich war zwar lange aktiv, aber vor allem von der Erlebnisgeneration getragen. Eine letzte Ursache ist darin zu suchen, daß ja die wehrfähigen Schweizer aufgrund des Reservearmeesystems fast ihr Leben lang halbaktive Soldaten und damit Geheimnisträger waren. Bei Noras Mann Jürg Nabholz, der den Rang eines Obersten hatte, war ein Sonderauftrag ein Grund zur Vorsicht: er war nach dem Zweiten Weltkrieg in Berlin mit dem Auftrag stationiert, bisher zurückgebliebenen Schweizern die Ausreise aus der Sowjetunion zu ermöglichen oder sie, wenn sie mit den zurückweichenden deutschen Truppen das Land verlassen hatten, aus möglicher Gefangenschaft auszulösen.

Ein solcher Fall – auch wenn nicht von Jürg Nabholz bearbeitet – war Noras 1906 geborene Kusine Erna Reishoff. Deren Mutter, die jüngste Tochter Carl Hugo Rischs, war mit einem Deutschbalten, dem Ziegeleibesitzer Alfred Reishoff, verheiratet, der die Sowjetunion nicht verlassen konnte. Als Tochter eines Kapitalisten war sie auf das Abendstudium verwiesen, um ihren Wunschberuf Ärztin zu erreichen, und fand schließlich doch 1937 Arbeit an einer psychiatrischen Klinik in Kaluga. Die Stadt wurde beim ersten deutschen Vormarsch 1941 eingenommen, bevor Stalins Repressionen gegen die Deutschen greifen konnte, denen Erna Reishoffs Eltern und drei andere Kinder ausgesetzt waren. Da sie als einzige des Krankenhauspersonals deutsch sprach, rettete sie die Anstalt und schaffte es sogar, von den deutschen Truppen Verpflegung zu erhalten. Als Kaluga dann im erstem Kriegswinter wieder aufgegeben werden mußte, zog Erna mit den deutschen Soldaten ab, um nicht als Kollaborateurin erschossen zu werden. Sie arbei-

tete als Ärztin in Lazaretten und Flüchtlingslagern hinter der zurückweichenden deutschen Front, bekam in Löbau (Sachsen) einen deutschen Paß, flüchtete aus der Sowjetischen Besatzungszone nach Bayern und erhielt dann die Einreiseerlaubnis in die Schweiz. Dort konnte sie das Erbteil ihrer Mutter aus dem Risch'schen Vermögen übernehmen. Nach 1986 gelang ihr, Verbindung mit der in Omsk lebenden Tochter ihres ältesten Bruders aufzunehmen; sie pflegten regen Kontakt mit gegenseitigen Besuchen bis zu Ernas Tod 1998. Ein Großneffe aus der gleichen Linie hingegen geriet 1997 in die Mühlen der russischen Mafia und wurde ermordet.

Ernas abenteuerliche Geschichte wird vielleicht Jürg Nabholz blitzartig durch den Kopf geschossen sein, als seine Frau und er 1976 bei ihrer ersten Reise nach Moskau sich von der Gruppe entfernt hatten und draußen vor der Stadt in Zarizyno Georg Aues Landhaus suchten. Sie fanden es, aber es war eine Prominentenwohnung unter Polizeischutz, und sie wurden zunächst erst einmal festgenommen – es blieb ihre einzige Reise dorthin.



Abb. 44. Die große Schweizer Verwandtschaft 1994, am 85. Geburtstag von Jürg Nabholz (vorne sitzend mit seiner Frau Nora geb. Aue). Auf dem Bild sind alle Nachkommen der beiden mit ihren Familien versammelt (vgl. Genealog. Anhang). Vorne v.l. Elisabeth Anliker, Marcus Nabholz, Simon und Regula Reinhard, Peter Nabholz, Edith Hofmann, Beat und David Reinhard, vor ihnen Katrin Nabholz; hinten v.l. Hans-Jürg Hofmann mit damal. Freundin, Christian, Hans-Rudolf und Ulrich Hofmann, Felix und Lilly Nabholz, Max Reinhard (Als Fotograf fehlend: Hermann Anliker).

Die Familien blühen

Mit den Stockholmer Aue-Schwestern und Alexander Aues Familie hatten und haben die Schweizer Aues jedoch engen Kontakt, den auch die nächste Generation der Nabholz-Kinder aufrechterhält. Auch bekommt Nora Nabholz regelmäßig Besuch von Ilja Kritschewski und seiner Familie – insbesondere seinem Schwiegersohn Wolodja Nowochatski, wenn der zu den russisch-amerikanischen Truppenreduzierungsverhandlungen nach Genf reist. Namensträger sind die Nachkommen von Walter Aue und Esther geb. Lampart, dem dritten Sohn von George Aue und Emilie Heiz aus ihrer 1939 geschlossenen Ehe: der 1978 geborene Martin und sein in USA lebender zwei Jahre jüngerer Bruder Daniel. Walter Pauls älterer Bruder starb jung, seine Schwester Elisabeth, mit dem Architekten Hermann Anliker verheiratet, ist Bibliothekarin; die Familie lebt in Davos. George Aues jüngerer Bruder Hans wurde ebenfalls Ingenieur (Flugzeugbauer), war aber psychisch krank und dadurch früh berufsunfähig. Nora Nabholz war Lehrerin, ihr Mann Jürg Chemiker; von ihren fünf Kindern leben noch drei – eine Tochter war krank, der jüngste Sohn starb bei einem Manöverunfall. Die noch lebenden Kinder von Jürg (gest. 1997) und Nora Nabholz haben große Familien: Edith (Krankenschwester und Hebamme) und ihr Mann, Agraringenieur Hans-Rudolf Hofmann sowie Regula Felicitas (Physiotherapeutin) und der Elektro-Ingenieur Max Reinhard haben je drei Söhne, Dr. Felix Nabholz (Angestellter bei einer Basler Pharmaziefirma) hat mit seiner Frau Elisabeth geb. Winistörfer zwei Söhne und eine Tochter.

*

In einem kleinen Exkurs soll hier noch auf ein Schicksal aus dem Aue-Peltzer-Familienverband eingegangen werden. Eng befreundet mit Max Aue war sein 1885 geborener Vetter Friedrich Bruno Peltzer (Fedja-Bruno), ein Sohn von Robert Peltzer, dem Bruder von Max Aues Mutter Emma. Er heiratete seine Nichte Helene Peltzer (Tochter seines 19 Jahre älteren ältesten Bruders Alfred) und ließ sich nach dem Ersten Weltkrieg in Reval (Estland) nieder. 1939 kam er im Rahmen der von Hitler betriebenen Umsiedlung der Deutschbalten in den Warthegau, sein Sohn und

sein Schwiegersohn fielen bald an der Front. Als Flüchtling erreichte er Groß Grönau bei Lübeck, wo er sich einen Hühnerstall zur Wohnung ausbaute, und zog Ende der 50er Jahre nach Lindau, wo er Mitte der 60er Jahre starb. Seine Tochter Alexandra verheiratete sich in zweiter Ehe mit einem Deutschen aus Namibia, der wegen seiner Wehrpflicht in Deutschland war. Sie wollten in seine Heimat zurück, mußten sich aber in Simbabwe auf einer Farm niederlassen, die sie nur kärglich unterhielt; als ihr Mann, der in Harare etwas Zubrot verdiente, starb, mußte Alexandra ihr viertes Kind zur Adoption freigeben, weil sie es nicht ernähren konnte.

Dann kreuzte sich ihr Weg mit dem eines Exilrussen, Alexander Sakrewski, der als 18jähriger in der Weißen Armee unter General Wrangel im Russischen Bürgerkrieg gefochten hatte, dann über Shanghai nach Beira im heutigen Mosambique emigriert und später nach Simbabwe gekommen war. Er hatte eine russische Emigrantin geheiratet, und sein Haus war ein kleines Stück Rußland mit der Zarenfahne an der Wand. Verwitwet, hörte er von „einer armen russischen Frau“ – das war Alexandra! Er heiratete sie sofort, und nach seinem Tod in den achtziger Jahren zog sie zu dessen ältestem Sohn und ihrer mit einem Simbabwe-Engländer verheirateten dritten Tochter nach Perth in Australien. Ihre ältesten beiden Töchter wohnen noch in Pretoria (Südafrika). Diese weltweite Wanderung und Wanderbereitschaft, das Unglück dieser Deutschen aus Rußland an Deutschland, das Gemeinsamkeitsgefühl einer Deutschen und eines Russen unter einer Zarenflagge im Süden Afrikas – ein „Extrem-Schicksal“, das doch für die gesamte „Aue-Saga“ so typische Züge enthält...

Schlußbetrachtungen zum Weg einer europäischen Familie

Das Schicksal der Deutschen in Ostmitteleuropa und Osteuropa insgesamt war eigentlich durch eine lange zurückliegende Auswanderung, eine relative Selbsthaftigkeit und Abgeschlossenheit im Zielland und eine Rückwanderung oder Vertreibung in den kleindeutschen mitteleuropäischen Nationalstaat gekennzeichnet. Die Aues hingegen gehörten zu den spät Ausgewanderten und zeichneten sich in ihrem Zielland durch hohe räumliche und soziale Mobilität aus – den aus Schlesien gekommenen Stammvater Wilhelm finden wir in Estland, Moskau und der Ukraine, seinen Sohn Max in Usbekistan. Auch als sie Rußland verließen, waren sie im Ziel ihrer Rückwanderung nicht auf den mitteleuropäischen deutschen Sprachraum festgelegt – Max Aue ging zuerst nach Estland, dann nach Finnland; andere Familienzweige leben in Schweden und der Schweiz – und mehrere Aues blieben bis heute in Rußland.

Die Geschichte der Aues als einer deutschen Familie in Rußland hat mit etwa anderthalb Jahrhunderten nicht lange gedauert – man findet durchaus deutsche Familien mit früherer Auswanderungszeit und längerer Blüte in der Geschichte Moskaus, St. Petersburgs, Wiborgs oder Stockholms.

Die Zeiten jener Anekdote von einem Russen, der – da ihm eine besondere Gnade versprochen war – den Zaren bat: „Majestät, machen Sie mich zu einem Deutschen!“ waren schon vorbei, als Aues ihren Weg in Rußland machten. In dem Maße, in dem in Rußland immer weitere Kreise in den Genuß von Freiheitsrechten kamen, wurden die Privilegien, die die Einwanderer vor dem Schicksal der Unfreiheit bewahren sollten, als überflüssig abgebaut.

Allerdings schufen gute Bildungsvoraussetzungen, das Nutzen von Verbindungen und die Bedingungen eines noch in der Entwicklung stehenden Landes den Deutschen gute Startchancen für eine Privilegierung durch Reichtum. Diese Chancen hatten andere Ausländer auch – man denke an die Pickersgills, aus deren Familie Max Aues Großmutter stammte – und sogar die dünne mobile Oberschicht der Russen. Aber Deutschland lag fast unum-

gänglich an den Wegen Rußlands nach Europa, so daß Deutschland und die Deutschen fast naturwüchsig eine Vermittlerrolle für europäische Innovationen einnahmen. Und das weite russische Land, in dem Arbeitskraft so billig war, für Luxus- und Innovationsgüter traditionell überhöhte Preise gezahlt wurden sowie für Massengüter ein unersättlicher Markt offen stand, bot dem Tuch- oder Sensenfabrikanten und dem Import-/Exportkaufmann ausgezeichnete Möglichkeiten.

Freilich sehen wir am Beispiel der Aues und von Raschas, daß sich die Verhältnisse normalisierten – daß Frauen um ihre Ausbildung kämpften, Männer um das Überleben des Betriebs, wäre auch in dem sich entwickelnden russischen Bürgertum zu beobachten gewesen. Es ist der doppelte Zusammenbruch Rußlands und Deutschlands, der einer auf Harmonisierung hinauslaufenden Entwicklung plötzlich Dramatik gibt, die in eine Tragödie mündet. Aber Theodor Aue hat in einem Rundbrief treffend daran erinnert, daß nicht Deutsche allein eine verfolgte Nationalität waren, „daß ein deutscher Name bzw. deutsche Vorfahren in der Sowjetunion eine Verschickung in ein Gulaglager bedeutete – so ungefähr, wie ein Jude zu sein in den von Hitler beherrschten Gebieten: ein Todes- resp. Vernichtungsurteil.“

Am Ende dieser Erzählung steht man, von der verschlungenen Handlung und der Vielfalt der Fakten zunächst verwirrt, vor der Frage: ist dies einfach ein Historiengemälde in Worten, der Bericht über ein kollektives, aber letztlich individuelles Schicksal? Oder ist es eine typische Geschichte, die so oder ähnlich tausendmal bei Deutschen aus Rußland vorgekommen ist, vielleicht nur mit einer anderen Länderkonstellation als Finnland, Schweden und der Schweiz als Rückwanderungsland?

In der letzten Einschränkung liegt wohl zugleich der Schlüssel für den individuellen Reiz, aber auch den allgemeinen Erkenntniswert dieser Episoden. Die Handlung geht an einem entscheidenden Punkt am Erwarteten vorbei: keiner der Aues kehrt (für lange) nach Deutschland zurück – und doch fühlen sie sich als Deutsche. Wie in einem strukturalistischen Experiment, bei dem man einzelne Variablen verändert, um ihren Stellenwert für die Gesamtbedeutung zu erkennen, führt die Tatsache, daß hier Finnland als „Platzhalter“ für Deutschland eingewechselt ist, zu erstaunlichen

Einsichten. Dieser analytische Vorgang ist auch in anderen Zusammenhängen zu beobachten: Finnland erweist sich als ein ausgezeichnetes *tertium comparationis*, als das unabhängige Vergleichsglied – auch bei anderen Fragestellungen. Die Analyse, was im Fall Finnlands anders, ggf. günstiger war, hat in den letzten Jahrzehnten zu einer Neubewertung der Nationalitätenfrage in Ostmitteleuropa und der Erfolgsaussichten der Nationsbildung bei den sogenannten „kleinen Völkern“ geführt.

Für die Familie Aue ergibt sich nämlich aus der Tatsache, daß sie weder in den Baltischen Ländern noch in Deutschland ansässig wird, eine Besonderheit. In Deutschland wären die Aues von einer geschlossenen deutschen Kultur umgeben gewesen, die nach 1918 gerade das Trauma einer Niederlage zu bewältigen hatte. In den Baltischen Ländern hätten sie mit einer deutschen Minderheit gelebt, die gegen den Verlust einer privilegierten Stellung ihr Selbstbewußtsein setzte. In Finnland hatte man hingegen eine außenpolitisch weitgehend deutschfreundliche Atmosphäre, der aber keine außergewöhnliche starke Stellung der kleinen deutschen Minderheit im Land entsprach; freilich war ihr Status im Rahmen einer kleinen, funktionierenden Kulturautonomie bei ansonsten völliger Gleichberechtigung organisch in einer rechtsstaatlichen Ordnung abgesichert.

Der Wechsel aus dem zaristischen Rußland in die Republik Finnland bedeutete nicht ganz und gar den Verlust einer Umgebung, in der der westliche Ausländer sich lange Zeit besonderer Hochschätzung als Experte erfreut hätte. Auch in Finnland gab es diese Art Ausländerbonus, aber er neutralisierte sich weitgehend für Deutsche aus Rußland, weil sie ja zugleich westliche und östliche Wurzeln hatten.

In dieser sozusagen wohlwollend neutralen Atmosphäre kommt bei Theodor Aue aus der Situation des Rußlandauswanderers heraus eine Identifikation mit Deutschland zustande, die weder aus einem Deklassierungserlebnis in Finnland noch aus der Attraktivität nationalistischer Großmachtausstrahlung Deutschlands resultiert. In der Deutschen Schule in Finnland geschieht aufgrund der Besonderheiten der Anstalt – Reichsorientierung, skandinavische Volksbildungsvereinstradition und Kosmopolitismus im lange ausbalancierten Gleichgewicht – geradezu ein „Sozialexperiment

unter Laborbedingungen“ über die Attraktivität der deutschen Kultur.

Dies ist um so bedeutsamer, als unsere Studie zeigt, daß der Identifikationsgrad der Deutschen aus Rußland mit ihrer Wahlheimat wesentlich größer war, als man retrospektiv gern angenommen hat. Die Generation, die das Zarenreich noch erlebt hatte, der also – mit Ausnahme der zwei Jahre im Ersten Weltkrieg – deutsche Schulen und deutsches Kultur-, Gemeinde- und Gesellschaftsleben gesichert war, sprach auch untereinander gern Russisch und fühlte sich zugleich zweifelsohne deutsch. Das galt also als vereinbar. Man darf also auch nicht, wenn die heutigen Deutschen aus Rußland – nach den Diskriminierungen und dem Vereinheitlichungsstreben der sozialistischen Kulturpolitik – noch viel russischer wirken, automatisch ihr deutsches Identitätsbewußtsein in Zweifel ziehen.

Es gibt in den individuellen Geschichten in diesem Buch zwei Episoden, die die Attraktivität der russischen Kultur verdeutlichen. Max Aues Turkestanbegeisterung, sein Eindringen in die orientalische Kultur, war ihm nur über das Russische als Verkehrssprache Eurasiens möglich. Tanja Bittrich wäre nicht diese Schauspielerin geworden, wenn nicht der Überfluß der russischen Literatur und die Tradition des russischen Theaters ihr Anregungen gegeben hätten.

Es ist die Offenheit für die umgebende Vielfalt – z.B. der Entschluß, einen Brief diesmal deutsch, das nächste Mal englisch, schwedisch oder russisch zu schreiben – die genauso beeindruckt wie die Tatsache, daß je nach den Umständen das bereits verdeckte deutsche Element immer wieder neu mobilisierbar ist.

Man darf sich aber durch die Perspektive dieses Buches, die eine Ausschnittvergrößerung aus einem Kontinuum von verwobenen Biographien darstellt, nicht täuschen lassen. Aller Genealogie zum Trotz entstammt ja doch jeder Mensch, der noch geboren wird, einer uralten Familie. Daß sich dieses Buch auf die Vorfahren und Verwandten Theodor Aues konzentriert, ist sicher eine sinnvolle Festlegung: die Möglichkeiten der Aue-Stiftung, das große Archiv zu erhalten, die aufgebaute Forschungsinfrastruktur, die ermöglicht, den Blickwinkel auf Skandinavien auszudehnen, und nicht zuletzt der Ausblick nach Asien erlauben eine authentische Darstellung einer originellen Thematik. Aber es ist letztlich doch

eine willkürliche Festlegung, und es wäre zu bedauern, wenn erzählerische Attraktivität des gewählten Ausschnitts zu zwei falschen Annahmen führen würde. Die eine wäre, daß man meint, es geschehe nichts Bedeutendes mehr in den Familienzweigen, die nun Kritschewski oder Anliker oder Paulsson heißen – nur weil die Aues da nicht mehr „im Mannestamm blühen“. Die zweite wäre, etwa gar den abnehmenden Verwandtschaftsgrad zu den Aues, oder überhaupt den geringeren Anteil an rußlanddeutschen Vorfahren zu einem Bewertungskriterium zu machen und den schwindenden Anteil des deutschen Elements in den Folgegenerationen zu bedauern. Auch wenn niemand mehr von den rheinischen, schlesischen, italienischen, deutschbaltischen, Graubündner, russischen, jüdischen, kirgisischen Vorfahren der kommenden Generationen wüßte – ihre Kultur wäre als ein Element in der Synthese aufgehoben, die jeder Mensch von Natur aus darstellt. Was Carl Zuckmayer in „Des Teufels General“ über das Rheinland formuliert hat, kann gut auch für die Welt gelten, die auf den vorangegangenen Zeilen wieder zum Leben erweckt werden sollte:

Vom Rhein, von der großen Völkermühle, von der Kelter Europas!
Und jetzt stellen Sie sich mal Ihre Ahnenreihe vor – seit Christi Geburt. Da war ein römischer Feldhauptmann, ein schwarzer Kerl, der hat einem blonden Mädchen Latein beigebracht... Und dann kam ein jüdischer Gewürzhändler, das war ein ernster Mensch, der ist noch vor der Heirat Christ geworden... Und dann kam ein griechischer Arzt dazu, ein keltischer Legionär, ein Graubündner Landsknecht, ein schwedischer Reiter, ein Soldat Napoleons, ein desertierter Kosak, ein Schwarzwälder Flößer, ein wandernder Müllerbursch aus dem Elsaß, ein dicker Schiffer aus Holland, ein Magyar, ein Pandur, ein Offizier aus Wien, ein französischer Schauspieler, ein böhmischer Musikant – das hat alles am Rhein gelebt. ... Vom Rhein, das heißt: vom Abendland, das ist natürlicher Adel!

Anhang

Die Aue-Stiftung nach dem ersten Jahrzehnt ihres öffentlichen Wirkens

Von Waltraud Bastman-Bühner

Als Theodor Aue in den frühen achtziger Jahren daran ging, seinen – wie er es ausdrückte – „Apfelbaum“ zu pflanzen, hatte er zunächst eine ganze Reihe von Ideen, wie eine von ihm zu gründende Stiftung wirken solle. In einigen Entwürfen sind noch die „Förderung des gegenseitigen Verständnisses verschiedener Religionen und Weltanschauungen, insbesondere ökumenischer Bestrebungen“, und „gezielte Hilfsaktionen für hilfsbedürftige Gegenden unserer Erde“ als Stiftungszweck angegeben. Es lassen sich dann zwei Linien in den weiteren Gedanken verfolgen. Die eine verläuft wie ein Bogen: von dem klassischen ökumenischen Ziel, die Spaltung der Christenheit zu überwinden, kommt Theodor Aue in seinen Überlegungen zunächst zu der viel tieferen globalen Teilung der Welt, die zu überwinden sei. Dieses weit entfernte Globalziel konkretisiert er dann aber in der Focussierung auf die Teilungslinie im Herzen Europas, die er – ganz im Sinne der von ihm gutgeheißenen Politik des „Wandels durch Annäherung“ – über die staatsgrenzenübergreifende Kulturarbeit überschreiten will.

Die zweite Linie ist dagegen fast wie eine Konstante: die Tätigkeit – so heißt es immer wieder in den Entwürfen – soll in enger Verbindung mit der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Gemeinde Helsinki durchgeführt werden. Dies offenbart eine klassische Denkfigur der Deutschen aus Rußland: da der Kern ihrer Stellung in Rußland die zu einer bescheidenen Kulturautonomie ausgebaute Religionsfreiheit war, ist ihnen die deutsche Gemeinde das Zentrum und der Anker der Kontinuität für alle Kulturbemühungen. (Wer heute Leben und Arbeit der Petersburger Deutschen St.-Petri-Gemeinde verfolgt, sieht die lebendige Fortsetzung dieser Tradition.) Von diesem Gedanken hat sich in der endgültigen Satzung niedergeschlagen, daß der Pastor der Deutschen Gemeinde

kraft Amtes Mitglied des Stiftungsvorstands ist. Dies war nicht mit einem Federstrich zu bewerkstelligen: die Stiftungsaufsicht bei der finnischen Regierung mußte eine Sondergenehmigung erteilen, da aufgrund des Rechts der Deutschen Gemeinde auf freie Pfarrerwahl der Pastor in der Regel ein Ausländer sein würde – und Ausländer konnten damals nicht ohne weiteres im Vorstand einer Stiftung finnischen Rechts sitzen. Daß Theodor Aue diese Hindernisse überwand, zeigt, wie wichtig ihm die Anbindung an die Deutsche Gemeinde war; auf sie würde auch das Stiftungsvermögen im Falle der Auflösung übergehen.

Grundgedanke

Die endgültige Satzung ist in der Aufgabenbeschreibung aber noch konkreter geworden. Sie hat laut § 2 und 3 „das Ziel, in Finnland und nach Möglichkeit auch anderswo die Kenntnis von der geistigen und geistlichen Kultur des deutschen Sprachgebiets zu verbreiten und diese zu fördern – insbesondere auf dem Gebiet der Wissenschaft und der Kunst.“ Dies soll durch Beihilfen, Stipendien, die Organisation von Vorträgen und Kulturveranstaltungen sowie von Seminaren im ökumenischen Geist geschehen.

Die Stiftung ist also in ihrer endgültigen Aufgabenstellung eine Institution zur Förderung von Kultur- und Wissenschaftsaktivitäten, sofern diese sich um die „deutsche Kultur“ – und zwar in dieser sorgfältig ausgefeilten Definition! – bemühen. Diese Konkretisierung hat ihren Grund darin, daß Theodor Aue im Gründungsjahr in unmittelbare Berührung mit den Bemühungen einer neuen Generation von Historikern kam, die Zwischentöne, Minderheiten, das noch wirksame Verschwundene in der Geschichte aufzudecken suchte. Der große deutschbaltische Historiker Georg von Rauch hatte formuliert, daß Geschichte nicht nur „die Vergangenheit des Gegenwärtigen, sondern auch die Gegenwart des Vergangenen“ sei. In Finnland war ein großes Seminar über die Geschichte der Russen in Finnland der erste Schritt gewesen, und es war deshalb nicht ganz zufällig, daß ein Mitglied der Baltischen Historischen Kommission, der westdeutsche Historiker Robert Schweitzer, im Jahre 1985 mit einem Stipendium der Akademie von Finnland (*Suomen Akatemia*) in den Büchern der Deutschen Gemeinde nach Deutschbalten in Finnland forschte – einer „doppelten“ Minder-

heit. Im Gespräch mit ihm wurde Theodor Aue sinnfällig, daß Menschen der neuen Generation tatsächlich bereit waren, die vielen Sprachen zu lernen und die komplizierten Wege zu gehen, um mit ihrem Abstand vom Geschehen *sine ira et studio* eine Welt sachlich zu würdigen, deren Bild von der Parteien Gunst und Haß so oft verwirrt worden war. Robert Schweitzer, dessen gesamte Familie mit Finnland vertraut ist, obwohl keine Familienbindungen dorthin bestehen, hatte eine Dissertation über das finnisch-russische Verhältnis im 19. Jahrhundert vorgelegt und arbeitete als wissenschaftlicher Bibliothekar und Lehrbeauftragter für Osteuropäische Geschichte. Er wurde der erste Stipendiat der Stiftung und im Jahre 1992 ehrenamtlicher Forschungsleiter.



Abb. 45. Vor der öffentlichen Präsentation der Stiftung zur Förderung deutscher Kultur (heute: Aue-Stiftung) in der Finlandia-Halle in Helsinki, 18.5.1988; v.l. Robert Schweitzer (später Forschungsleiter) im Gespräch mit dem Schriftsteller Oscar Parland, dazwischen Roger Seege (seit 1991 Stiftungsvorsitzender), Ulla Aue (halb verdeckt), Waltraud Bastman-Bühner (Geschäftsführerin, seit 1992 auch Vizevorsitzende), Theodor Aue.

„Förderung deutscher Kultur“ – was bedeutet das?

Der Name der Stiftung lautete „Stiftelse för framjande av tysk kultur“ (finn. Saksalaisen kulttuurin edistämmissäätiö, dt. Stiftung zur Förderung deutscher Kultur). Es war ein unbequemer Name; schon wegen seiner Länge hatte sich im täglichen Gebrauch bald der Name „Aue-Stiftung“ eingebürgert, der 1999 zum offiziellen Namen erklärt wurde. Dennoch war und ist der erste Name ein Vermächtnis. Zunächst in dem Sinn, daß Theodor Aue selbst keine Stiftung zur höheren Ehre seines Namens wollte; selbst von der Widmung an das Angedenken seiner Eltern – wofür bei ihren Verdiensten und ihrem vorgelebten Beispiel wohl jeder Verständnis gehabt hätte – war er abgekommen. Vor allem aber hat der Name immer dazu gezwungen, den gesamten komplizierten Gedankengang Theodor Aues, als dessen Ergebnis die Stiftung entstand, immer wieder vor Augen zu führen.

Er forderte das klare Bekenntnis zur Schuld und Verantwortung Deutschlands in der europäischen Geschichte, vor allem zu seinem Anteil an der unwiederbringlichen Vernichtung von Menschen und Kultur in Ostmitteleuropa. Davon ausgehend war jedoch darauf hinzuweisen, daß es eine deutsche Tradition in Ostmitteleuropa, dem europäischen Nordosten und Rußland gab, die keinen Herrschaftsanspruch von außen an diese Welt herangetragen hatte, sondern sie von innen mit geprägt, Bereicherung erfahren, aber auch gegeben hatte. Die große Vermittlungsleistung war ja in einer geschichtlichen Epoche erfolgt, in der hinter deutschsprachigen Menschen kein starker deutscher Nationalstaat gestanden hatte. Diese deutsche Kultur, die europäische Anregungen aufnahm, verarbeitete und weitergab, sich dabei integrierte mit der Perspektive vor Augen, irgendwann nur mehr noch als ein verschmolzenes Element eines reichen, gelungenen Ganzen erinnert zu werden – das war diese deutsche Kultur, deren Förderung Theodor Aue im Auge hatte. Es war ein Stück von Theodor Aues fruchtbarem Eigensinn, diesen Namen zu wählen, aber es gelang, davon zu überzeugen, daß – wie einmal ein Gutachter schrieb – Förderung deutscher Kultur in diesem Sinne selbstverständlich eine Förderung finnischer Kultur darstellt.

Vorstand und Beirat

Die 1985 gegründete und 1988 der Öffentlichkeit mit einem Festakt in der Finlandia-Halle vorgestellte Stiftung war so angelegt, daß sie ihre volle finanzielle Wirksamkeit erst mit dem Ableben des Stifterpaares entfalten konnte. Zu Lebzeiten standen Theodor Aue und Ulla Aue an der Spitze des fünfköpfigen Vorstands, der von den Gründern zu ernennen war und sich selbst durch Zuwahl ergänzte. Nach Theodor Aues Tod übernahm Roger Seege, Diplomökonom in Helsinki, den Vorsitz, nachdem er vorher bereits – wie Otto von Timroth – Sitz im Vorstand hatte. Der Kreis des Vorstands erweiterte sich über die unmittelbaren Vertrauten des Stifterpaares hinaus auf Sachverständige. Die Verfasserin dieses Artikels, u.a. als Deutschlehrerin und langjährige Chefredakteurin der Zeitschrift *Silta/Brücke*, des Organs des Dachverbands der finnisch-deutschen Vereine in Finnland tätig, die seit 1987 Theodor Aue bei der organisatorischen Arbeit unterstützt hatte, wurde 1988 Geschäftsführerin und mit dem Ableben Ulla Aues auch Stellvertretende Vorsitzende. Sie vertritt die Stiftung in mehreren Beiräten anderer Institutionen mit vergleichbarer Zielsetzung. Weiter arbeitete im Vorstand von 1992 bis 2000 Professor Dr. Hannes Saarinen mit, Historiker an der Universität Helsinki und besonderer Kenner der deutsch-finnischen Beziehungen. Seit seinem Wechsel nach Berlin als Leiter des dortigen Finnland-Instituts in Deutschland ist Rechtsanwalt Juha Väyrynen Vorstandsmitglied. Mitglied kraft Amtes ist seit 1994 Hauptpastor Hermann Müller, seine Vorgänger waren Reiner Rinne (1988–1994) und davor Fritz-Gert Mayer.

Dem Vorstand steht ein Beirat von 10 bis 15 durch ihn gewählten Mitgliedern zur Seite; auch die Möglichkeit zur Berufung korrespondierender Beiratsmitglieder aus deutschsprachigen Ländern und allen Ländern des Ostseeraums ist vorgesehen. Zur Zeit sind seine Mitglieder Torsten Almquist, Botschafter a.D. Peter Bazing, Ilkka-Christian Björklund, Rainer Domisch, C.-H. Frejborg, Prof. Dr. Esko Häkli, Rosemarie Jacobs, Georg Karabaczek, Prof. Dr. Matti Klinge, Prof. Dr. Hannes Saarinen, Marjatta Santala, Dr. Max Schweizer und Jutta Zilliacus. 1999 übernahm die Justizministerin der Bundesrepublik Deutschland, Prof. Dr. Herta Däubler-Gmelin, die Schirmherrschaft.

Im gleichen Jahr wurden dem Vorstand ein jeweils dreiköpfiger Finanz- und Wissenschaftsausschuß zur Seite gestellt; im Finanzausschuß haben Roger Seege, Otto von Timroth und C.-H. Frejborg Sitz und Stimme, im Wissenschaftsausschuß Prof. Dr. Esko Häkli (Universitätsbibliothek Helsinki), Prof. Dr. Zeppo Zetterberg (Universität Jyväskylä) und Dr. Robert Schweitzer.



Abb. 46. Bei der Zehnjahresfeier der Stiftung im Goethe-Institut Helsinki 1995 wurde die 2. Auflage der Untersuchung über die Wiborger Deutschen vorgestellt. Der deutsche Botschafter in Helsinki, Peter Bazing, und seine Frau Hilda unterhalten sich mit Käthe Siegfried, Gründerin des Kindergartens der Deutschen Gemeinde Wiborg und erster Lehrkraft beim Wiederaufbau der Deutschen Schule 1946, der die Schrift gewidmet ist.

Publikationen

Während die Forschungen Robert Schweitzers noch anliefen, trug Theodor Aue persönlich und finanziell Sorge für die erste Publikation – Finnlands Winterkrieg: Dokumentation aus neutraler Sicht (Zürich: NZZ-Verlag 1989); sie hatte in voller Absicht finnisch-schweizerischen Bezug, um die überstaatliche Ausrichtung der Stiftungsarbeit auf den gesamten deutschsprachigen Raum zu unterstreichen. Das Buch gilt als erster Band der Schriftenreihe der Stiftung – auch wenn damals in klassischer Aue'scher Vorsicht das Versprechen weiterer Bände in Form eines Reihentitels nicht im Buch vermerkt wurde. Inzwischen umfaßt die Schriftenreihe 11 Bände, in denen sich die wissenschaftlich-kulturellen Aktivitäten der Stiftung gut dokumentieren. Da sind zunächst die Bände mit den Arbeiten des Forschungsleiters, wobei die Geschichte der Wiborger Deutschen bereits eine Neuauflage erlebte. Sie verdankt ihren Erfolg der Umsetzung des Stiftungsprogramms: bereits in Vergessenheit geratene Vielfalt wieder sichtbar zu machen. Allerdings sind nur die monographischen Veröffentlichungen des Forschungsleiters in der Schriftenreihe der Stiftung erschienen; zu weiteren Publikationen s. S. 157 ff. Für die Aue-Stiftung als kleine Stiftung muß es geradezu eine Philosophie sein, Zusammenarbeit mit ähnlich Interessierten zu suchen.

Zum Beispiel hat der Forschungsleiter die Geschichte der Deutsch-Finnischen Vereinigung und der daraus hervorgegangenen Deutsch-Finnischen Handelskammer erforscht; das Ergebnis erschien als Jubiläumsschrift beider Institutionen, ist aber ein Baustein im Forschungsprogramm. Auch ist der Forschungsleiter auf allen fünf seit 1986 stattfindenden deutsch-finnischen Historikertreffen mit später auch publizierten Vorträgen aufgetreten. Mit der gezielten Teilnahme ihres Forschungsleiters an internationalen Forschungsaktivitäten erreicht die Aue-Stiftung, daß ihre Forschungsansätze und -ergebnisse in der wissenschaftlichen Diskussion bekannt gemacht und aufgegriffen werden. So wird ausgeglichen, daß die Aue-Stiftung mit eigenen Mitteln nur eine bestimmte Anzahl von Publikationen herausbringen und Robert Schweitzer – der ja ehrenamtlich neben seinem Beruf tätig ist – nur in begrenztem Umfang eigene Forschung betreiben kann. Dazu dient auch seine kontinuierliche Mitarbeit in zur Zeit elf wissen-

schaftlichen Zusammenschlüssen, die mit dem Arbeitsfeld der Aue-Stiftung thematisch oder räumlich zusammenhängende Zielsetzungen verfolgen. Für bestimmte Projekte werden Arbeitsgemeinschaften angeregt: in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut, der Universität und dem Kulturamt in Tampere wurde ein Symposium anlässlich des 175jährigen Jubiläums der Freihandelsprivilegien der Stadt veranstaltet, um – beginnend mit dem deutschen Element – die Erforschung der multikulturellen Vergangenheit der Stadt anzustoßen. Die anerkannte Stellung des Forschungsleiters in der Geschichtswissenschaft beider Länder ist eine notwendige Arbeitsvoraussetzung, die sich ungezählte Male z. B. in der Bereitschaft zur Unterstützung bei der Suche von Quellen ausbezahlt hat.

Symposien und Seminare

Eine intensive Einbindung von Forschenden aus aller Welt sind die seit 1995 veranstalteten Internationalen Symposien zur deutschen Kultur im europäischen Nordosten, für die ein Dreijahresrhythmus angestrebt wird. Einen Überblick über das Thema gibt der Referateband des ersten Treffens („Der Finnische Meerbusen als Brennpunkt“), auf dem zweiten wurde 1998 „Die Stadt im europäischen Nordosten“ anlässlich des 750jährigen Jubiläums des Lübeckischen Stadtrechts in Reval thematisiert, über „Nordosteuropa als Geschichtsraum“ soll 2001 diskutiert werden. Die Wahl der estnischen Hauptstadt zum Veranstaltungsort unterstreicht nicht nur die in der Satzung auferlegte Pflicht, wenn möglich über Finnlands Grenzen hinaus zu wirken – sie erleichtert auch den Forschenden aus Ostmitteleuropa den Zugang zu Vorträgen und Referenten, die einen Beitrag auch zur Neubewertung der Geschichte ihrer Region darstellen.

Ein noch stärkerer Synergie-Effekt ergab sich in den fünf gemeinsam mit der Hamburger Alfred Toepfer Stiftung F.V.S. wechselweise in Klingenthal/Elsaß, in Hamburg und in Avaranta bei Helsinki 1993 bis 1998 veranstalteten Snellman-Seminaren – benannt nach dem finnischen Philosophen, Publizisten und Politiker des 19. Jahrhunderts, der ein Vermittler deutschsprachiger Geisteskultur und zugleich ein Führer der finnischen Nationalbewegung war. Die Snellman-Seminare führen Wissenschaftler/

innen aus Finnland und dem deutschsprachigen Raum unter Themen zusammen, die das Verhältnis Finnlands zu Ländern der EU bzw. ihren Nachbarn und zu Deutschland betreffen; auch hierüber erschienen vier Ergebnisbände. Weitere Snellman-Seminare – auch mit anderen Partnern – sind geplant. Solche zeitgeschichtsbezogenen Dialoge sind das unentbehrliche Gegenstück zu den historischen Forschungen: es kann nicht genug miteinander gesprochen, an Gegenwart verarbeitet und an Vergangenheit aufgearbeitet werden – Gutes wie Böses – wenn wir aus der Geschichte wirklich lernen und eine gute und sichere Zukunft schaffen helfen wollen.



Abb. 47. Fünftes Snellman-Seminar in Avaranta bei Hvitträsk im Großraum Helsinki. Zum Thema „Wiederbeginn der deutsch-finnischen Beziehungen nach 1945 auf dem Gebiet der Kultur“ diskutieren (v.l.) Vesa Vares (Univ. Turku), Prof. Ilkka Oramo (Sibelius-Akademie Helsinki), Botschafter a.D. Peter Bazing als Moderator, Prof. Ingrid Schellbach-Kopra (Univ. München), Prof. Dr. Hannes Saarinen (Finnland-Institut Berlin, halb verdeckt), Minister h.c. Jaakko Numminen (zurückgelehnt), Prof. Antero Markelin (Univ. Stuttgart), Prof. Edgar Hösch (Univ. München), Dr. Robert Schweitzer (Bibliothek der Hansestadt Lübeck, Forschungsleiter der Stiftung).

Förderaktivitäten als Anstöße

Einer der schönsten Erfolge der Stiftung in ihren Bestrebungen, mit Kooperationspartnern Initiativen anzustoßen und zu fördern, war die Einwerbung von Fördermitteln für eine zusätzliche Professur am Germanistischen Institut der Universität Helsinki. Diese Anstoßfinanzierung hätte für die halbjährige Tätigkeit einer Person ausgereicht, zog aber eine Aufstockung der Mittel durch die Universität und die deutsche Humboldt-Stiftung auf den Finanzierungsbedarf für eine dreijährige Arbeit von je zwei Personen nach sich. Auf ähnliche Weise konnte auch die Einrichtung des interdisziplinären Studiengangs zum Thema „Deutschsprachige Länder“ (SAM-Projekt) an der Universität der finnischen Hauptstadt gefördert werden.



Abb. 48. Drei-Länder-Gespräch „Europa – fit für das Millennium?“ im World Trade Center Helsinki (1999), v.l. I.-C. Björklund (Sonderbeauftragter des finn. Handels- und Industrieministeriums), Hans-Joachim Maurer (Hauptgeschäftsführer der Deutsch-Finnischen Handelskammer), Handelsrat Georg Karabaczek (Österr. Außenhandelsstelle Helsinki), Dr. Rudolf Walser (Schweizerischer Handels- u. Industrieverein Zürich).

Keinesfalls beschränkt sich die Tätigkeit der Stiftung auf diese wissenschaftlichen Aktivitäten. Die Tradition, Zeitzeugen zu Wort kommen zu lassen, wurde mit der Herausgabe der Memoiren von Botschafter Yrjö Väänänen fortgesetzt. „Junge Europäer“ – Studenten, Praktikanten und Schüler aus Finnland und dem deutschsprachigen Europa, vorzugsweise aus bikulturellen Familien – trafen sich 1993 und 1994 mit Hilfe der Stiftung im Weiterbildungszentrum der Universität Oulu zu Seminaren. 1996 und 1999 wurden „Dreiländergespräche“ als Diskussion Finnlands mit den deutschsprachigen Ländern durchgeführt – eine „Talk-Show ohne Show“ wurden sie von Teilnehmern anerkennend genannt. Im Rahmen der Förderung der Deutschen Bibliothek unterstützte die Stiftung die inzwischen viermal erfolgreiche „Krimi(Hel)sinki“-Lesungsreihe mit finnischen und deutschsprachigen Kriminalautor/innen oder Dichterlesungen wie die der finnland-schwedischen Österreicherin Gun Margret Forss.

Inzwischen wird Kulturförderung über das gedruckte Wort hinaus geleistet: seit 1997 geht ein Wanderpreis an den jeweiligen Sieger in der Regionalgruppe Nordeuropa des vom Deutschen Musikrat veranstalteten Wettbewerbs „Jugend musiziert“. Die Stiftung hat Kunstausstellungen veranstaltet – z.B. der deutschstämmigen, in Schweden lebenden Finnin Siri Kivilinna – und Konzerte gefördert – z.B. „Junge Talente – Alte Meister“ in der Deutschen Kirche Helsinki u.v.a.m. Ein Schmaus für alle Sinne war die „Deutsche Weihnacht“ 1999 in der südfinnischen Stadt Lohja. Als „Weihnacht in Finnland für alle Freunde der deutschen Sprache und Kultur“ lockt sie auch am 3. Advent 2000 wieder Menschen aus dem ganzen Land an. Auf dem Programm stehen ein großes Konzert mit weihnachtlicher Musik aus Mitteleuropa, ein deutschsprachiger Gottesdienst, ein Festessen mit Spezialitäten aus den deutschsprachigen Ländern und eine deutsche Weihnachtsschmuckausstellung – aber keineswegs als isolierte „deutsche Veranstaltung“, sondern im Rahmen der traditionellen „Menneen ajan joulumarkkinat“ (Nostalgische Weihnachtsmarkttag). Im Januar 2000 wurde mit dem I. finnisch-deutschen theologischen Symposium eine neue Serie von Begegnungen zwischen Deutschen und Finnen ins Leben gerufen und so auch dem geistlichen und ökumenischen Auftrag der Stiftung Rechnung getragen.

Preisverleihungen

Preise sind ein Mittel, Institutionen und Personen zu ehren, aber vor allem, ihnen zu danken für Arbeit auf ihrem Gebiet, die mit der eigenen Arbeit sich im Ziel einig weiß. So hat die Aue-Stiftung 1998 erstmalig den Theodor-Aue-Kulturpreis vergeben, der in unregelmäßigen Abständen „für herausragende Leistungen auf allen Gebieten der Kultur“ zuerkannt wird, „die dazu beigetragen haben, daß die Begegnung mit deutschsprachiger Kultur den europäischen Gedanken im Sinne des Stifters festigen helfen konnte“. Bei der ersten Vergabe wurden anlässlich des 150. Jubiläums der finnischen Nationalhymne die beiden Studentenchöre „Akademiska Sångföreningen“ und „Ylioppilaskunnan Laulajat“ geehrt. Im Jahre 2000 – im 15. Jahr ihres Bestehens – vergibt die Aue-Stiftung diesen Preis an Minister h.c. Dr. h. c. Jaakko Numminen für die „Förderung und Pflege internationaler Beziehungen“. Gleichzeitig erfolgt im Gedenken an den 80. Geburtstag der Stifterin die erstmalige Verleihung des Ulla-Aue-Jugendpreises; er soll beispielhafte Leistungen auf allen Gebieten der deutschsprachigen Erziehungs-, Bildungs- und Jugendarbeit würdigen, „die dazu beigetragen haben, daß die Begegnung mit deutschsprachiger Kultur Kindern und Jugendlichen aus Finnland und Nordosteuropa die Bedeutung eines friedlichen Zusammenlebens nachwirkend hat nahebringen können und so den europäischen Gedanken im Sinne der Stifter festigen konnte.“ Er geht an Robert Bär, den Organisator der Regionalwettbewerbe Nordeuropa des Wettbewerbs „Jugend musiziert“ und Musik- und Deutschlehrer der Deutschen Schule Helsinki.

Aus Anlaß dieser oben genannten Ereignisse erscheint diese Geschichte der Familie Aue. Der historische Hintergrund wird sicher die komplexen Kriterien verständlich machen, nach denen ein unabhängiges Gremium diese Preise vergibt.

*

**Veröffentlichungen der Stiftung zur Förderung deutscher Kultur
Saksalaisen kulttuurin edistämmissäätiön julkaisuja
Skrifter utgivna av Stiftelsen för främjande av tysk kultur**

(Ab 10: / 10:stä lähtien: / Från och med 10:)

**Veröffentlichungen der Aue-Stiftung / Aue-säätiön julkaisuja
Skrifter utgivna av Aue-Stiftelsen)**

(Ab 2 Erscheinungsort Helsinki; Druck: Todt-Druck,
Villingen-Schwenningen)

- [1] **Finnlands Winterkrieg 1939/40: Dokumentation aus neutraler Sicht**; drei Akte eines Freiheitskampfes, Neurose und Glasnost / Andreas Doepfner. - Zürich: Verlag der Neuen Zürcher Zeitung, 1989. - 175 S.; zahlr. Ill. (Enth. die 1939/40 in dieser Zeitung ersch. Berichte von Max Mehlem und Ernst Regensburger mit einer Einführung von Andreas Doepfner)
- 2 **Lübecker in Finnland: historischer Hintergrund und Auswanderung in der Autonomiezeit** / Robert Schweitzer. 1991. - 95 S.; 17 Ill., 8 Tab.
- 3 **Die Wiborger Deutschen / Robert Schweitzer.** - 1993. - 102 S.; 19 Ill., 5 Tab., mit finn., schwed., engl. und russ. Zusammenfassung
- 4 **Finnland und die europäische Integration.** - 1.: Beitr. von Teiln. des 1. Snellman-Seminars - 31.8.-3.9.1993 in Klingenthal/Elsaß / [Red.: Waltraud Bastman-Bühner]. - 1994. - 120 S.; zahlr. Ill. u. Tab.
- 5 **Finnland und die europäische Integration.** - 2.: Beitr. von Teiln. des 2. Snellman-Seminars - 5.9.-9.9.1994 in Aavaranta/Großraum Helsinki / [Red.: Waltraud Bastman-Bühner]. - 1995. - 95 S.; zahlr. Ill., Tab.
- 6 **Die Wiborger Deutschen / Robert Schweitzer.** - 2., durchges. Auflage. - [1995] (Umfang wie 2)
- 7 **Der Finnische Meerbusen als Brennpunkt: Wandern und Wirken deutschsprachiger Menschen im europäischen Nordosten**; Beitr. anlässlich des 1. Internationalen Symposiums zur deutschen Kultur im europäischen Nordosten, 6.-10. September 1995 in Tallinn/Estland / Hrsg.: Robert

Schweitzer; Waltraud Bastman-Bühner. 1998. - 408 S.; Ill., Tab.

- 8 **Zur Neuorientierung der finnisch-deutschen Beziehungen nach 1945: Wirtschaft und Handel;** Beitr. von Teiln. des finn.-dt. Seminars – 4. Snellman-Seminar – 5.3.–9.3.1997 im Haus Rissen/Hamburg / [Red.: Waltraud Bastman-Bühner (Gesamtkonzeption); Hannes Saarinen]. -1998. - 175 S.; zahlr. Ill. und Tab. (Mit einem Überblick über das 3. Snellman-Seminar: Zur Neuorientierung der finn.-dt. Beziehungen nach 1945: Politik und Geschichte, 11.–14.10.1995)
- 9 **Finlandia Bonn / Yrjö Väinänen.** Übers. aus dem Finn. von Waltraud Bastman-Bühner. - 1996. - 272 S.; Ill. (In Zsarb. mit der Deutsch-Finnischen Gesellschaft)
- 10 **Deutscher aus Rußland und finnischer Europäer: Theodor Aue; Familie, Leben, Vermächtnis /** Robert Schweitzer. – 2000. - 168 S.; 48 Ill.
- 11 **Zur Neuorientierung der finnisch-deutschen Kulturbeziehungen nach 1945:** Kultur. Beitr. von Teiln. des 5. Snellman-Seminars – 19.5.–23.5.1999 in Aavaranta/Großraum Helsinki / [Red.: Waltraud Bastman-Bühner]. - 2000. - 240 S.; zahlr. Ill. und Tab.

Weitere Veröffentlichungen von Robert Schweitzer mit Ergebnissen aus der Forschungsarbeit der Stiftung, die nicht in ihren eigenen Publikationen erschienen sind.

- „Deutschbalten und Finnland“. - In: Finnland-Studien: Referate auf dem 1. Symposium deutscher und finnischer Historiker (München 1987) / hrsg. von Edgar Hösch. - Wiesbaden: Harrassowitz, 1990 (Veröffentlichungen des Osteuropa-Institutes München: Reihe Geschichte; Bd. 59), S. 85-111
- „Finnland im politischen Denken der Deutschbalten: das Beispiel Theodor Schiemann“. - In: The Baltic Countries 1900-1914: Proceedings from the 9th Conference on Baltic Studies in Scandinavia, Stockholm, June 3-6, 1987 / Ed.: Aleksander Loit. - Stockholm: Almqvist & Wiksell, 1990 (Acta Universitatis Stockholmensis: Studia Baltica Stockholmensia; 5), S. 213-229
- „Hederlig Ryss' oder ‚Half Finne‘: Ministerstaatssekretär Theodor

- Bruun im Spiegel der Memoiren seines Sohnes“. - In: Suomi, itä ja länsi: Professori Tuomi Polvinen 60 vuotta 2.12.1991 [Finnland, Ost und West: Festschrift für Tuomi Polvinen] / toimituskunta: Pekka Suvanto ... - Porvoo: Söderström, 1991, S. 9-59
- „Baltian saksalaiset ja Vanha Suomi [Die Deutschbalten und das Alte Finnland]“ in: Kahden kruunun alla: Kymijoki rajana 1743-1811 [Unter zwei Kronen: der Kymi-Fluß als Grenze 1743-1811] / Kymen läänin Suomi 75.vuotta-työryhmä... Toimittanut: Eeva-Liisa Oksanen. - Kouvola 1992, S. 111-116
 - „Der Kosmopolitismus Ostfinnlands: die Welt des Ministerstaatssekretärs Theodor Bruun“. - In: Finnland-Studien 2 [Referate des 2. Symposiums deutscher und finnischer Historiker, Hanasaari bei Helsinki, 25.-28.9.1990] / hrsg. von Edgar Hösch und Hermann Beyer-Thoma. - Wiesbaden: Harrassowitz, 1993. (Veröffentlichungen des Osteuropa-Institutes München: Reihe Geschichte; Bd. 63), S. 80-99
 - „Finnland und Deutschland“ - In: Deutschland, Europa und der Norden“: [Referate der Sektion „Deutschland, Europa und der Norden“ des 39. Deutschen Historikertages, Hannover 1992] / hrsg. von Robert Bohn. Stuttgart: Steiner, 1993 (Historische Mitteilungen; Beih. 6), S. 13-36
 - „Die Wiborger Deutschen: Kontinuität und Wandel an der Peripherie des schwedischen und russischen Reiches“. - In: Europa in Scandinavia: Kulturelle und soziale Dialoge in der frühen Neuzeit; [5. Internationale Tagung des Zentrums für Nordische Studien an der Universität Kiel vom 13. bis 16. Mai 1992] / hrsg. von Robert Bohn. - Frankfurt u.a.: Lang, 1994 (Studia Septemtrionalia; Bd. 2), S. 19-34
 - „Die Deutschen und Finnland“. - In: Tausend Jahre Nachbarschaft: die Völker des Baltischen Raumes und die Deutschen / hrsg. von Wilfried Schlau. - München: Bruckmann, 1995, S. 161-176
 - „Deutsche und Finnland: Probleme der historischen Wahrnehmung“ - In: Finnland und Deutschland: Forschungen zur Geschichte der beiden Länder und ihrer Beziehungen; Protokollband des 3. deutsch-finnischen Historikerseminars auf Schloß Spyker (Rügen) vom 15. bis 19. September 1993 / hrsg. von Manfred Menger und Dörte Putensen. - Hamburg: Kovač, 1996 (Greifswalder historische Studien; Bd. 1), S. 98-108
 - „Die ‚Fibeln der Wiborger Aufklärung‘: die Schulprogramme des Wiborger deutschsprachigen Gymnasiums (1806-1814) in ihrem Umfeld; eine gattungsgeschichtliche Studie.“ - In: Mundus Librorum: kirja- ja oppihistoriallisia tutkielmia. [Buch- und wissen-

- schaftsgeschichtliche Studien]; [Festschrift für Esko Häkli zum 60. Geburtstag am 30. November 1996] / Ed. Leena Pärssinen; Esko Rahikainen. - Helsinki, 1996 (Helsingin yliopiston kirjaston julkaisu; 62), S. 209-242
- „Immigration to major cities in preindustrial times in Finland: General background and illustrating examples from Wiborg German families.“ - In: Invandrarna och lokalsamhället: historiska aspekter på integration av invandrare i nordiska lokalsamhällen / red. Lars Nilsson, Sven Lilja. Stockholm 1998 (Studier i stads- och kommunalhistoria; 16), S. 43-56
 - „Immigration to major cities after industrialization in Finland: with a case study of the Lübeck immigrants“ (Erschien an gleicher Stelle wie der vorige Titel, S. 139-152)
 - 20 Jahre Deutsch-Finnische Handelskammer - 80 Jahre Deutsch-Finnische Vereinigung. Lübeck; Helsinki: Dt.-Finn. Handelskammer, 1998. 110 S.
 - „Hansetradition jenseits der Hanse? Das Bild der Hanse in Schweden und Finnland mit einer Fallstudie zum heute russischen Wiborg“. – In: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft zu Lübeck Bd. 59 (1999) [Festgabe zum 800jährigen Stadtjubiläum von Riga im Jahre 2001], S. 159-188
 - „Saksalainen näkökulma: Sisäisiä näkökulmia [Der deutsche Blickwinkel: Blick von innen]“ in: Haminan hiippakunta [Das Bistum Hamina] 1743-1812 / [Toimittaja: Kimmo Keskinen.] – Kotka 2000. (Julkaisu / Helsingin Yliopisto: Aikuiskoulutuskeskus: Kotkan Ykiskkö; nro 2), S. 67-70

Genealogische Übersicht

Diese Übersicht erhebt nicht den Anspruch einer Genealogie. Sie soll lediglich dazu dienen, die Namen den Verwandtschafts- und Abstammungsverhältnissen zuzuordnen und ihre zeitliche Einordnung zu ermöglichen.

Alle eingetragenen Partnerinnen und Partner sind auf der gleichen Ebene in kursiver Schrift und mit einem * (Ehemann) oder + (Ehefrau) nach der Kennziffer vermerkt. Um weitergehende genealogische Suchen zu erleichtern, sind die russischen Namen hier – anders als im Text – in der wissenschaftlichen Transliteration aufgeführt; die weiblichen Namen sind korrekt in russischer Form mit der Endung a versehen; bei deutschsprachigen oder zweisprachigen Personen stehen beide Formen („Aue“ in russ. Schreibweise = Ауе“).

M. = Moskau
St:m = Stockholm
H:ki = Helsinki
CH = Schweiz
W:th. = Winterthur

1. Wilhelm **Aue** (1835 Grünberg – 1914 M.), jüngster Sohn von Carl Joseph Aue (1790 Jägerndorf (Österr. Schlesien, heute Krnov, Tschechien) – 1860 Finsterwalde (Niederlausitz, heute Brandenburg, Deutschland) und von *Beate Christiane geb. Petzold*
- 1.+ *Emma Peltzer (1845 M. – 1933 St:m), vb. **Aue** (1867), Tochter des Fabrikbesitzers Georg Peltzer (1810 Kloster Wehnau b. Schwenhütte/Rheinl., eingewandert nach Rußland 1829) und von Ann(a) geb. Pickersgill (1817 M. als achte Tochter des seit Ende 18. Jh. in Moskau ansässigen Kaufmanns John Hargrave Pickersgill aus Hargrave bei York, und seiner Ehefrau, einer geb. Segers)*
- 1.1. Emma Anna Sophie **Aue**, (1868 M. – 1950 St:m), uv.
- 1.2. Sophie Wilhelmine **Aue**, (1870 M. – 1941 St:m), uv.

- 1.3. Bertha Henriette **Aue** (1872 M. – 1959 M.),
vh. Kusmin (1908) [Berta Kuz'mina], gesch. 1933
- 1.3.* *Arkadij Kuz'min Mironov* (1880 M. – ?), *gesch. 1933*
- 1.3.1. Boris **Kuz'min**, (1909 M. – 1944 Sibirien)
- 1.3.1.+ *Nora Gal'perina*, (? – 1958 – ?), **vh. Kuz'mina** (1934)
- 1.3.1.1. Edda **Kuz'mina** (M.? 1937 – 1958 – ?)
- 1.4. Wilhelm [d.j.] Georg **Aue** (1874 Kudrino b. M.
– 1930 M.)
- 1.4.+ *Agrippina [Gruscha] ?* (1902 ? – 1984 *Nazarino b. M.?*),
vw. Serebrova, vh. Aue
- 1.4.1. Valentina [Val'ja] **Aue** (1925 M. –)
- 1.4.2. Irina [Ira] **Aue** (1928 M. –) **vh. Kričevskaja**
- 1.4.2.* Ilja **Kričevskij** (1926 –)
- 1.4.2.1. Natalja [Natascha] **Kričevskaja** (1956 M. –)
vh. Agafonnikova
- 1.4.2.1.* *Vladimir [Volodja] Agafonnikov* (1958 M? –)
- 1.4.2.1.1. Marija [Maša] **Agafonnikova** (1987 M? –)
- 1.4.2.1.2. Aleksej **Agafonnikov** (1995 M? –)
- 1.4.2.2. Jelena [Lena] **Kričevskaja** (1958 M –)
vh. Novochatskaja
- 1.4.2.2.* *Vladimir [Volodja] Novochatskij* (1955? –)
- 1.4.2.2.1. Il'ja **Novochatskij** (1980 –)
- 1.4.2.2.2. Vasilij **Novochatskij** (1978 –)
- 1.5 Rudolf Josef **Aue** (1876 Kudrino b. M. – 1938?)
- 1.5.+ *Antonie Opel* (1881 *Tver'* - 1938?) **vh. Aue**
- 1.5.1. Sophie [Sonja] **Aue** (1907 Tesino/Wolga – 1957 –)
vh. Brieling (1934)
- 1.5.1.* *Woldemar [Vladimir] Brieling [Briling]* (? – 1960?)
- 1.5.1.1. Elena **Briling** (1941 – 1957 –)
- 1.5.2. Andreas [Andrej] **Aue** (1911 M? – 1964 Kotlas)
[*Ärztin (Riga? vor 1917 – 1964 –)*]
- 1.5.2.+ [Erwachsenes Kind aus erster Ehe der Frau]
- 1.5.2.1. [Erwachsenes Kind aus erster Ehe der Frau]
- 1.5.2.2. Alexis [Aleksej] **Aue** (1922 – 1938?)
- 1.6. Moritz Georg Alexander **Aue** (1878 Kudrino b. M.
– 1921 M.?)

- 1.6.+ Julie Martha Risch (1878 M. – 1939 Neuhausen (Schaffhausen, CH)) **vb. Aue** (1910)
- 1.6.1. George **Aue** (1911 SPb – 1991 W:th., Schweiz)
- 1.6.1.+ Emilie Heiz (1913 Windisch, Aargau, CH – 1987 W:th) **vb. Aue** (1939)
- 1.6.1.1. Rudolf **Aue** [d.J.] (1942 Zürich – 1960 Rentobel, Aargau, CH)
- 1.6.1.2. Elisabeth **Aue** (1944 W:th. –) **vh. Anliker** (1965)
- 1.6.1.2.* Hermann Anliker (1940 W:th. –)
- 1.6.1.2.1. Elisabeth **Anliker** (1966 Kopenhagen –) **vh. Gösteris** (1989)
- 1.6.1.2.1.* Labdo Gösteris (1965 Osttürkei –)
- 1.6.1.2.2.1. Sara **Gösteris** (1991 Lugano –)
- 1.6.1.2.2.2. Ado **Gösteris** (1993 Lugano –)
- 1.6.1.2.2. Christoph Jürg **Anliker** (1969 Davos –)
- 1.6.1.3. Walter Paul **Aue** (1950 W:th. –)
- 1.6.1.3.+ Esther Lampart (1951 Brugg -) **vb. Aue, gesch. 1995**
- 1.6.1.3.1. Martin Christian **Aue** (1978 Zürich –)
- 1.6.1.3.2. Daniel **Aue** (1980 Summerville, Mass., USA –)
- 1.6.2. Hans Wilhelm Aue (1913 Caricino b. M. – 1992 Münsterlingen, CH), uv.
- 1.6.3. Ellinor Sophie Nora Aue (1914 M. –) **vh. Nabholz** (1937)
- 1.6.3.* Jürg Nabholz (1909 M. – 1997 Bürglen, Thurgau, CH)
- 1.6.3.1. Edith **Nabholz** (1938 Schaffhausen –) **vh. Hofmann** (1967)
- 1.6.3.1.* Hans-Rudolf Hofmann (1938 W:th –)
- 1.6.3.1.1. Christian **Hofmann** (1971 –)
- 1.6.3.1.2. Hans-Jürg **Hofmann** (1972 –)
- 1.6.3.1.3. Ulrich **Hofmann** (1975 –)
- 1.6.3.2. Lilly **Nabholz** (1940–1996) uv.
- 1.6.3.3. Regula Felicitas Nabholz (1947 Frauenfeld –) **vh. Reinhard** (1976)
- 1.6.3.3.* Max Reinhard (1949 –)
- 1.6.3.3.1. Beat Kaspar Reinhard (Solothurn 1977 –)

- 1.6.3.3.2. David **Reinhard** (Solothurn 1980 –)
1.6.3.3.3. Simon **Reinhard** (Solothurn 1982 –)
- 1.6.3.4. Felix **Nabholz** (1949 Frauenfeld –)
1.6.3.4.+ *Elisabeth **Winistörfer** (1950 –) vb. **Nabholz** (1981)*
1.6.3.4.1. Peter **Nabholz** (1982 –)
1.6.3.4.2. Markus **Nabholz** (1984 –)
1.6.3.4.3. Katrin **Nabholz** (1986 –)
- 1.6.3.5. Hans Jürg **Nabholz** (1951 Frauenfeld – 1972,
durch Armeeeunfall)
- 1.7. Max Carl Adolf **Aue** (1880 Zintenhof, estn. Sindi,
b. Pernau/Estl. – 1966 H:ki)
- 1.7.+ *Margarethe **von Rascha** (1886 M. – 1983 H:ki) vb. **Aue**
(1915)*
- 1.7.1. Theodor Wilhelm **Aue** (1916 Kokand, heute
Usbekistan – 1991 Detmold, Deutschland)
- 1.7.1.+ *Ulla **Forsblom** (1920 – 1992 H:ki) vb. **Aue** (1949)*
- 1.7.2. Alexander Iskander **Aue** (1918 Kokand, heute
Usbekistan –)
- 1.7.2.+ *Vieno **Väätti** (1921 H:ki –) vb. **Aue** (1945)*
- 1.7.2.1. Ursula **Aue** (adoptiert 1953) (1952 –) **vh.**
Paulsson (1975)
- 1.7.2.1.* *Bo **Paulsson** (1948 –)*
- 1.7.2.1.1. Erica **Paulsson** (1971 –) **vh. de Jager**
- 1.7.2.1.1.* Thorbjörn **de Jager** (1965 –) **geb. Häll**
- 1.7.2.1.1.1. Alexander **de Jager** (1998 –)
- 1.7.2.1.2. Björn **Paulsson** (1978 Gullspång –)
- 1.7.2.1.3. Malin **Paulsson** (1982 Gullspång –)
- 1.8. Anna Christine **Aue** (1883 Zintenhof, estn. Sindi,
b. Pernau/Estl. – 1973 St:m) uv.
- 1.9. Felix Eduard Wilfried **Aue** (1883 Zintenhof, estn. Sindi,
b. Pernau/Estl. – 1943 Svobodnyj b. Chabarovsk,
Sibirien)

- 1.9.+ *Enta Gurevič (um 1900 – 1966 Saltykovka b. M.) vb. Aue, 1919*
- 1.9.1. *Verstorben*
- 1.9.2. *Leo Aue (1922 Ekaterinoslav –)*
- 1.9.2.+₁ *Erste Ehefrau (ca. 1925 Kirgisistan – 1948, bei der Geburt des zweiten Kindes?)*
- 1.9.2.1. *Aleksandr [Saša] Aue (1946 Kisel b. Perm, Uralgebiet –)*
- 1.9.2.1.+₁ *Erste Ehefrau, gesch.*
- 1.9.2.1.1. *Elena [Lenočka] Aue (1981 Saltykovka b. M. –)*
- 1.9.2.+₂ *Zweite Frau, gesch.*
- 1.9.2.+₃ *Zor'ja Michailova vb. Aue*
- 1.9.3. *Flora Aue (1924 Ekaterinoslav –)*
- 1.10. *Anna Meta Aue (1887 Kupavno b.M. – 1975 St:m) uv.*

Quellenhinweise

Die in diesem Buch benutzten Briefe und unveröffentlichten Denkschriften und Autobiographien befinden sich im Archiv der Aue-Stiftung, Munkkiniemi puistotie 18 B 47, FIN - 00330 Helsinki; das Archiv ist verzeichnet, über die Genehmigung zur Einsicht in Archivalien entscheidet der Stiftungsvorstand.

Veröffentlicht ist der Teil der Lebenserinnerungen Margarethe Aues, der über ihre Jahre in Kokand berichtet:

Margarethe Aue: „Andere Zeiten – andere Welten: Lebenserinnerungen einer deutschen Frau aus den Kriegs- und Revolutionsjahren 1914–1921 in Russisch-Turkestan“ in: Deutsch-Evangelisch in Finnland 77 (1992), Nr. 2: S. 4–9, Nr. 3: S. 4–9, Nr. 4: S. 4–5, Nr. 5: S. 4–5, Nr. 6/7: S. 6–8.

Das neueste Standardwerk zur Geschichte der Deutschen in Rußland ist:

Deutsche Geschichte im Osten Europas: Rußland / hrsg. von Gerd Stricker. Berlin: Siedler, 1997 – 669 S.; Ill.

Speziell über die Moskauer Deutschen informieren:

Dittmar Dahlmann: „Lebenswelt und Lebensweise deutscher Unternehmer in Moskau vom Beginn des 19. Jh. bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs“ in: Nordost-Archiv, N.F. 3 (1994), S. 133–163

Andreas Keller: „Bildung und Wohlfahrt, Gesellschaften und Vereine: Deutsches Leben in Moskau im 19. und frühen 20. Jahrhundert“ ebda., S. 89–111

Vera A. Kovrigina: Die Deutschen im Moskauer Handwerk in der zweiten Hälfte des 17. und im ersten Viertel des 18. Jh. – Lüneburg: Verl. Nordostdt. Kulturwerk, 1997. – 44 S. (Hamburger Beiträge zur Geschichte der Deutschen im europäischen Osten; 4)

Über die mit den Aues verschwägere Familie Peltzer siehe:

Hermann Friedrich Macco: Geschichte und Genealogie der Familie Peltzer. – Aachen: 1901 (A. Creutzer). – VIII, 369 S.; Ill. (Beiträge zur Geschichte

und Genealogie rheinischer Adels- und Patrizierfamilien / Hermann Friedrich Macco; 3)

Isabella Nadolny: *Vergangen wie ein Rauch: Geschichte einer Familie.* – München: List, 1984. – 285 S.; Ill.

Zu den Deutschen in Helsinki sind folgende Werke zu nennen:

Geert Sentzke: *Deutsche Gemeinde Helsinki/Helsingfors 1858–1971.* – Helsinki: Selbstverlag der Gemeinde, 1972. – 334 S.; Ill.

Deutsche Schule Helsinki 1881–1981 / Schulverein Pestalozzi. [Red. Volker von Bonin]. – Helsinki: Selbstverlag des Vereins, 1981. – 296 S.; Ill.

Annette Forsén: „I Hitlers grepp? De tyska föreningerna i Helsingfors 1933–1935“ in: *Historisk tidskrift för Finland* 84 (1999), S. 274–310



DER FINNISCHE MEERBUSEN ALS BRENNPUNKT

Wandern und Wirken deutschsprachiger Menschen im europäischen Nordosten (enthält die Referate von 27 namhaften Wissenschaftler/innen aus sechs Ländern anlässlich des I. Internationalen Symposiums zur deutschen Kultur im europäischen Nordosten in Tallinn 1995)

Helsinki 1998. 407 S. ISSN 1237-7422

Publikation der AUE-Stiftung/Stiftung zur Förderung deutschsprachiger Kultur

Herausgeber: Robert Schweitzer und Waltraud Bastman-Bühner

39,- € (Preis zuzügl. Versandkosten. Sonderpreise bei Sammelbestellungen auf Anfrage)

Bestellungen bitte an die AUE Stiftung,

Munkkiniemen puistotie 18 B 47

FIN - 00330 Helsinki

Fax +358-9-485 787

E-mail: pub@ae.pp.fi.

„Nach Moskau!“ heißt der Sehnsuchtsruf der Hauptgestalten in Anton Tschechows „Drei Schwestern“... Ihm folgte um 1850 der Weber Wilhelm Aue aus Schlesien, und es hat ihn nicht getrogen: Reichtum und eine große Familie bescherte ihm das Leben als Moskauer Deutscher. Seinen Sohn Max zog es noch weiter – bis in den „Russischen Orient“ nach Kokand, wo auch sein Sohn Theodor geboren wurde. Der Name Aue wird im heutigen Rußland bald verschwunden sein – Krieg, Revolution, Verfolgung haben nach 1917 die große Geschwisterschar dezimiert oder zur Auswanderung gedrängt. Aber nach Deutschland ging keiner zurück ... Max Aue kam über Estland nach Finnland, wo Theodor Aue nach einem erfolgreichen Geschäftsleben die Stiftung zur Förderung deutscher Kultur gründete; sein zweiter Sohn ging nach Schweden, andere Aue-Nachkommen leben heute in der Schweiz.

Der Autor dieses Buches, Dr. phil. Robert Schweitzer, geb. 1947, ist stellvertretender Direktor der Bibliothek der Hansestadt Lübeck und Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften in Deutschland und Finnland. Seit über zehn Jahren untersucht er als Stipendiat und ehrenamtlicher Forschungsleiter der Aue-Stiftung Wandern und Wirken deutschsprachiger Menschen im europäischen Nordosten. Aus dem großen Archiv der Aues und aus Interviews mit Zeitzeugen von innerhalb und außerhalb der Familie vermittelt er ein erstes Bild von dieser europäischen Familie – und von Theodor Aue, der Finnland, Deutschland und Rußland nahestand und deshalb seinen Beitrag leisten wollte, die Teilung Europas zu überwinden.



AUE-Säätiö
Helsinki/Helsingfors